

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Jahrgang 1918
Band 7



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


HANS-R-SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG

—

1.)
er
h,
r=
en
ist
es
n,
m
er
ln
nd
en
m
nz
n,
es
ig
en
n.
en
on
uf=
ge
t=,
n=
n,
r=
s=
ür

an
2,

—



Zu der Erzählung „Die Schuld" von Wolf Heimburg. (S. 33)
Originalzeichnung von L. Berwald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schrift-stellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1918 *

Siebenter
Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Seite



Die Schuld

Von Wolf Heimburg

Mit Bildern von L. Berwald

Balsen zitterte wie Espenlaub, das Blut sang in seinen Ohren, roter Nebel stieg vor seinen Augen auf. In seinem wahnsinnigen Zorn wäre es ihm leicht gewesen, den Menschen da vor ihm mit seinen bloßen Händen anzupacken. Fürchterlicher Haß durchflammte ihn bis ins Innerste; eine ähnliche Bewegung war nur einmal in seinem Leben, auf den Sandbänken des Amazonenstroms, über ihn gekommen, damals, als ein Krokodil ein Eingeborenenweib, das sich am Ufer niederbeugte, um seine Wassergefäße zu füllen, packte und mit sich in die Tiefe riß. Noch monatelang nachher gellten ihm die Schreie des unglücklichen Opfers in den Ohren. Und er war damals unbewaffnet gewesen und unfähig, dem heimtückischen Geschöpf seine Beute zu entreißen. Im Augenblick standen andere Dinge auf dem Spiel als das Leben eines Eingeborenenweibes. Die Gestalt des Mannes, der mit ihm sprach, verschwamm, das süßlich lächelnde Gesicht wurde in seinen Augen zu einer widrigen Fratze. Ganz plötzlich wurde er wieder ruhig und kalt; mit einer Stimme, die ihm selber fremd klang, fragte er: „Du willst es also nicht tun?"

„Ich will nicht? Was weißt du davon! Deinen Schuldschein habe ich hier; in den letzten drei Jahren hast du keine Zinsen mehr gezahlt und auch keine Abzahlungen geleistet. Und du versprachst mir, den ganzen Betrag innerhalb zweier Jahre zurückzugeben."

„Du darfst es nicht tun," wiederholte Balsen. „Hörst du! Meine Frau ist krank; das Haus ist ihr ein und alles. Du darfst es nicht tun!"

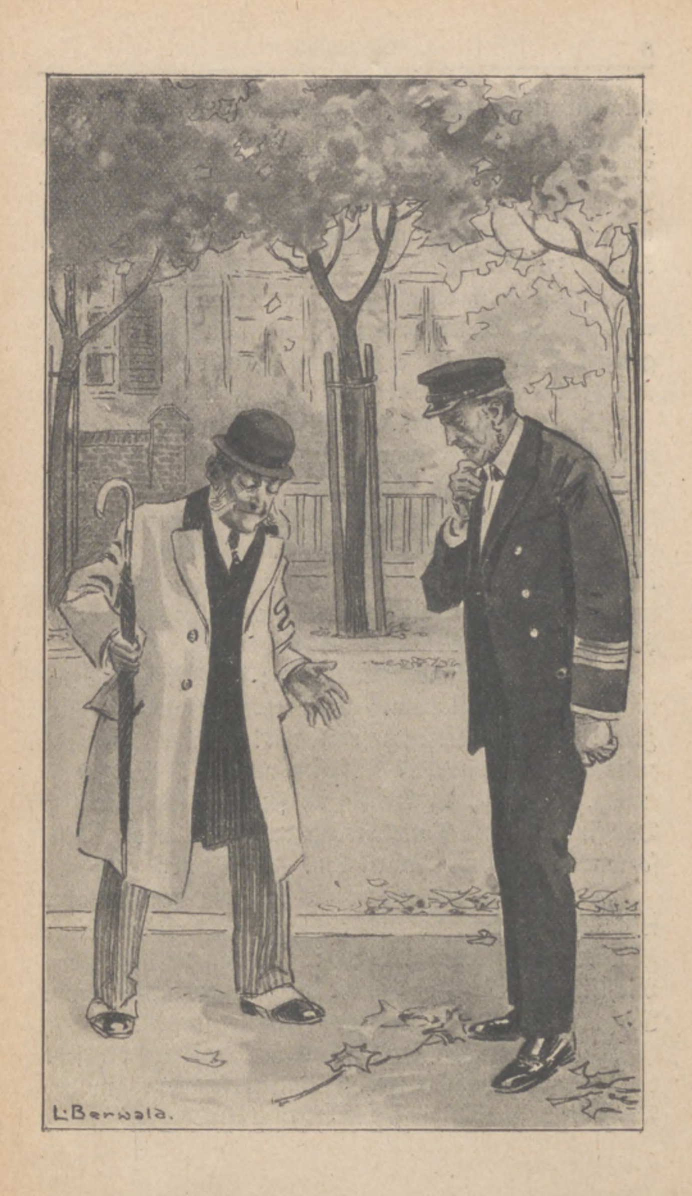
„Balsen! Paß' mal auf! Du mußt auch einmal

vernünftig darüber denken. ‚Nicht wollen‘ und ‚nicht dürfen‘, davon kann hier gar keine Rede sein. Ich bin zum Äußersten gezwungen und, bei Gott, ich werde tun, was ich muß! Du borgtest dir das Geld von mir. Ich lieh es dir im guten Glauben, als Freund zu niedrigen Zinsen, du gabst mir das Versprechen, spätestens nach zwei Jahren alles zurückzuzahlen. Du wolltest dich verheiraten; dir fehlte das Geld, um einen Hausstand zu gründen; ich kam dir zu Hilfe. Du unterschriebst den Schein, vergiß das nicht!“

Ja, das hatte er vergessen. Die darauf folgenden Jahre voll Glück hatten es ihn ganz vergessen lassen. Er hatte geglaubt, daß die Zukunft nur Gutes bringen und daß dann auch Geld kommen würde. Und es war sein strenger Vorsatz gewesen, bei der nächsten Gelegenheit seine Schuld zu tilgen; aber nach jeder großen Reise traten andere unvorhergesehene Ansprüche an ihn heran; die Monatsverdienste verschwanden auf ganz unerklärliche Weise; die Rechnungen häuften sich. Potter hatte ihn niemals gedrängt. Es ist so leicht, sich Geld zu borgen, und so schwer, es wieder zurückzuzahlen. Sechstausend Mark mit den dazugehörigen Zinsen, alles in allem etwa sechstausendfünfhundert Mark. Und sein ganzes jährliches Einkommen, eingeschlossen all die kleinen Nebeneinnahmen, die jetzt selten genug waren, belief sich auf kaum fünftausend.

„Gib mir noch etwas Zeit,“ sagte Balsen gedrückt. „Du kannst uns doch nicht alles nehmen. Nein, das kannst du nicht wollen! Sieh, ich bin tief in deiner Schuld. Das ist wahr. Aber du warst bisher nachsichtig; warum kannst du es jetzt nicht noch einmal sein?“

„Warum sollte ich das tun? Ich vertraute dir und


L. Berwald.

benahm mich immer sehr anständig dir gegenüber. Jeder andere hätte dich schon gerichtlich belangt und hätte sein Geld schon vor zwei Jahren zurückerhalten. Ich brauche das Geld! Ich muß es haben! Verstehe mich recht, Balsen, ich tue es ungern, aber mir bleibt keine Wahl."

„Selbst wenn du mein ganzes Eigentum verkaufst," erwiderte der Seemann bitter, „kannst du doch nicht den ganzen Betrag auf einmal zurückbekommen. Gib mir Zeit — nur Zeit!"

„Und wenn ich es wirklich tue, welchen Erfolg wird das haben? Ein weiterer Aufschub wird folgen, ein neuer Zeitverlust für mich — weiter nichts! Nein, das tue ich nicht mehr; du mußt es einmal lernen, für deine Schulden aufzukommen. Ich weiß, ihr Seeleute seid in Geldangelegenheiten immer sorglos; nun — ich dachte eben, es mit einem ehrlichen Kerl zu tun zu haben!"

„Ich weiß, ich war nachlässig; du bist im Recht, mich deshalb zu tadeln. Aber meine Frau — meine Frau! Ich darf sie nicht verlieren! Damals hieß es: entweder heiraten oder Abschied nehmen! Und sie ist etwas verwöhnt, da konnte ich sie doch nicht in eine Dachstube stecken. Potter, wenn du uns alles verkaufst, so wird sie das nicht überleben. Hörst du?"

„Das glaube ich nicht. Es tut mir ja leid, aber wirklich, Balsen, du wirst die Gerechtigkeit meiner Forderung anerkennen, wenn ich dir sage, daß ich den Leichtsinn deiner Frau nicht noch unterstützen kann. Ich muß für meine eigene Familie sorgen."

„Und wie denkst du dir das nun, wie ich dir jetzt den Betrag abzahlen soll?" Balsen fragte es in der Verzweiflung mit großer Bitterkeit in der Stimme,

denn er sah keinen Ausweg mehr. Er fühlte es, daß der Sturm unabwendbar über ihn hereinbrechen würde, um Zerstörung und Unglück mit sich zu bringen. „Denkst du, ich kann Geld machen?"

„Das geht mich nichts an; wie du zu Geld kommst, und woher, das ist nun deine Sache. Ich denke, es gibt verschiedene Wege. Ich weiß, deine Frau ist nicht wohl. Ich weiß auch, daß sie vor ihrer Heirat an einen gewissen Luxus gewöhnt war. Ich kenne ja die ganze Geschichte. Ihr lieft eben weg und heiratetet in London. War es nicht so? Als ihre Familie es erfuhr, sagte sie sich von ihr los. Und du willst nun keine Reue in ihrem Herzen aufkommen lassen. Das ist alles sehr schön und gut. Aber deine romantische Ehegeschichte ist nicht die meine. Ich will so nachsichtig gegen dich sein, als ich kann. Zahle mir den Hauptbetrag innerhalb dreier Monate; über die Zinsen sprechen wir dann noch."

„In drei Monaten werde ich ungefähr sechzehnhundert Mark verdienen, und in der Zwischenzeit habe ich auch alle fortlaufenden Ausgaben zu bestreiten. Rechnungen warten auf ihre Bezahlung, für gewiß könnte ich nicht einmal volle vierhundert Mark versprechen. Aber du sollst sie haben, wenn sie für dich von irgendwelchem Nutzen sind."

„Das würde nicht genügen," erwiderte Potter. „Hast du denn keine Lebensversicherung, auf die man dir ein Darlehn geben würde?"

„Nein. Ich ließ sie eingehen, als ich heiratete. Ich sage dir, man kann nicht dabeistehen und seine Frau leiden sehen, denn sie ist schwächlich, und damals war noch das Kind da. Ich mußte fürchten, daß die Mutter auch sterben würde." Balsen seufzte tief auf.

„Nun, mache es, wie du willst; ich gebe dir auf

jeden Fall eine Frist von drei Monaten. Nicht mehr, nicht einen Tag mehr. Um diese Zeit etwa bist du doch zurück, nicht wahr? Laß mich dich nicht erst verklagen. Du mußt doch auch meine Lage bedenken. Auf Wiedersehen!"

Balsen stammelte noch eine halbe Bitte; aber was sollte das noch nützen? Sein Haus fiel nach und nach zusammen, da er nichts ausbessern lassen konnte. Und der Zustand seiner Frau verschlimmerte sich mit jedem Tag; es war eine harte Prüfung. Es würde ja so furchtbar leicht sein — und plötzlich wunderte er sich darüber, daß er nicht früher daran dachte. Ein Schuß, ein kurzes Aufblitzen einer blendenden Flamme, und dann — Dunkelheit und das Ende der unaufhörlichen Unruhe. Aber Luise war doch noch da, die ganz von ihm abhing. Wenn er ging, was würde dann aus ihr werden? Sie war so jung und schwach, fast noch ein Kind; jedenfalls unfähig, die Last des Lebens auf ihre eigenen Schultern zu nehmen. Sie war eine von den Frauen, die sich an die Kraft eines anderen lehnen mußten.

„Gibt es denn gar keinen Ausweg?" fragte er sich mit starrer Beharrlichkeit. „Herrgott, es muß doch einen Weg geben."

Ruhelos schritt er weiter, in Gedanken versunken, die ihn zu keinem Ergebnis führten. Vielerlei Pläne wälzten sich in seinem Hirn, aber alle waren sie unausführbar.

In der Zwischenzeit schlenderte Potter, zufrieden lächelnd, zu einem unscheinbaren Büro in einer schmutzigen Straße, zu dem er fünf enge, mit Spinnweben überzogene Treppen emporklettern mußte. Ohne anzuklopfen stieß er die Tür auf und lächelte dabei einen dicken Kerl, der in einem Schaukelstuhl lag, süßlich an.

„Nun?“ fragte der Dicke.

„Ich denke, er ist so weit, daß du mit ihm verhandeln kannst. Unter uns gesagt, Murgat, tut mir der arme Teufel leid. Aber er kann weder rückwärts noch vorwärts. Er denkt nun, daß er, falls er mir den Betrag nicht bezahlt, das Haus und alles andere dazu verliert, um draußen auf der Straße Hungers zu sterben.“

„Das ist ja recht. Ein verzweifelter Mensch ist unser bester Kunde. Hier trink. Wir wollen auf den guten Ausgang unseres kleinen Geschäftes trinken, Potter.“

Die Gläser wurden bis auf den Grund geleert.

„Heute abend noch werde ich zu ihm gehen, wenn er ein wenig Zeit zum Nachdenken gehabt hat. Du hast natürlich mit der ganzen Geschichte nichts zu tun; du bist und bleibst der ergebene Freund. Du hast mir nur den Fisch ins Garn gelockt, ich werde ihn schon an Land bringen. Es wird ein guter Verdienst werden, wenn alles klappt.“

Die beiden besprachen noch weitere Einzelheiten. Sie waren nicht die Männer, die einem anderen auch nur noch ein einziges Loch, durch das ein Entkommen möglich sein könnte, offen ließen.

Balsen kam in tiefes, schmerzliches Nachgrübeln versunken nach Hause. Er mußte alle Kraft aufwenden, seine Verzweiflung vor seiner kranken Frau zu verbergen. Und es gelang ihm auch; er scherzte sogar über geringfügige Dinge mit ihr. Er liebte seine Luise, seit er sie kennen und trotz des Einspruches ihrer Eltern lieben gelernt hatte. Die Eltern wünschten etwas Besseres als einen einfachen Handelschiffskapitän für ihre Tochter und verhehlten es ihr auch nicht. Aber das menschliche Herz läßt sich nicht durch Vorschriften bestimmen. Auch Luise liebte ihn, wenn sie auch vor der Zukunft bangte. Er

redete ihr gut zu, ihr Glück würde schon einmal kommen. Sie brauchten ja nur zu warten und zu hoffen. Aber am Ende einer weiten Reise fand er den Druck nur noch stärker; ein Bewerber, der den Eltern gefiel, war erschienen, und Luise sprach von der Möglichkeit, daß ihre Treue durch die ewige Zermürbung einmal untergraben werden könnte, und drängte zu einer baldigen Heirat. Und da war es denn ein Glück, daß Potter ihm ein Darlehn gab, um eine Wohnung auszustatten; und sie heirateten. Luise wurde verstoßen, und ihr Vater schwur, daß er sie mit leeren Händen hinausweisen würde, selbst wenn sie ihn auf den Knien um etwas bäte.

Aber sie liebten sich, und das füllte ihr Leben aus. Als die Sorgen kamen, kettete ihre Macht sie nur um so fester aneinander. Balsen hoffte, das Zigeunerleben einzustellen, sobald es ihm nur möglich wäre; er versuchte zunächst, bei einer der großen deutschen Schiffahrtslinien anzukommen, bei denen er ein höheres Gehalt bekam und nur kürzere Reisen mitzumachen brauchte; aber das war jedoch leichter gesagt als getan. Wenn alles nur vom Lohn abhing, den er von jeder Reise mit nach Hause brachte, und wenn dieses Geld schon jedesmal voraus verpfändet war, so war es nicht leicht, die Runde durch die anderen Schiffahrtsbüros zu machen, um sich nach besseren Stellungen umzusehen. Die Eigentümer waren in solchen Dingen eigen genug; Gerüchte wurden unter ihnen weitergegeben, und wenn sie es dann herausbekamen, daß ihr Antragsteller noch beschäftigt war, so ließen sie ihn ohne weiteres mit der Antwort gehen, daß sie mit einem unzufriedenen Untergebenen nichts zu tun haben wollten. So war er denn noch immer auf der „Möwe" geblieben und zufrieden gewesen, am Ende einer jeden Reise zu Luise zurückkehren zu dürfen.

So weit war er, wie so oft schon, mit seinen Gedanken gekommen, als man ihm einen Besuch meldete. Er sprang auf die Füße und erkannte in dem Eintretenden Murgat. Er war von früher her mit ihm bekannt und hatte ihn immer halb verachtet, obgleich er eigentlich nicht wußte, warum. Murgat grüßte sehr freundlich und streckte ihm eine weiße, weiche Hand entgegen.

„Sie werden über meinen Besuch erstaunt sein, vermute ich? Aber ich traf vorher Potter, und der sprach von Ihnen. Es tut mir leid, daß es Ihrer Frau wieder nicht ganz gut geht."

Balsen zerbrach sich den Kopf, was Murgat von ihm wollen könnte.

„Hören Sie, wir wollen wie ein Mann zum anderen sprechen," begann nun plötzlich Murgat vertraulich. „Ihnen geht es auch sonst nicht gut, nicht wahr? Nun, vielleicht ist es mir möglich, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen — wenn es nur Geld ist, das Sie brauchen!"

Balsen blieb einen Augenblick fassungslos vor Überraschung; doch ebenso schnell lebte die Hoffnung in ihm auf. Er dachte beinahe an eine Fügung des Himmels. Rasch sagte er: „Ja, ich brauche Geld. Ich würde es mit Dank annehmen, wenn Sie mir ein Darlehn verschaffen könnten; ich schwöre, daß Sie es nicht bereuen würden."

„Es tut mir leid; im Augenblick bin ich selbst etwas knapp daran. Aber ich kann Ihnen sagen, wie Sie Geld verdienen können. Viel, sogar sehr viel. Nur darf ich dabei nicht ganz leer ausgehen. Viele von euch haben eine ganz seltsame Ansicht über Recht und Unrecht. Ich kann es nicht einsehen, warum einige Leute alles Geld haben und eigentlich keine Arbeit dafür tun. Nehmen Sie die Schiffsversicherer; die wälzen sich im

Geld. Zeigen Sie mir einen Versicherer — und es wird ein reicher Mann sein. Erwerben diese Menschen ihren Reichtum nicht mühelos vom Geld anderer Leute? Aber Sie denken darüber vielleicht anders."

„Fahren Sie fort," sagte Balsen. „Einen Mann, der zu mir ins Haus kommt, um mir Geld zu bringen, muß ich erst mal ausreden lassen."

„Sagen Sie, wann ist eigentlich die Rückkehr der ‚Möwe' wieder vorgesehen? Sie ist doch nicht mehr ganz neu, nicht wahr? Wohl schon ein bißchen wackelig, mit Farbe wieder etwas aufgefrischt, um sie noch im Dienst zu erhalten, weil die Fracht gut ist? Sie ist sogar bei weitem besser als in den vorangegangenen Jahren, obwohl ich nichts über die Erhöhung der Löhne für die Besatzung gehört habe. Vielleicht wissen Sie etwas darüber?"

Er säte seine Saat listig, schlau und bedächtig im Innern seines Opfers. Mit Bitterkeit erinnerte sich Balsen, daß die Eigentümer der „Möwe", obwohl sie für dieses Jahr eine große Dividende angesagt hatten, dennoch sein Gehalt nicht um einen Pfennig erhöht hatten. Über geringfügige besondere Ausgaben hatten sie gestöhnt und überall noch Abzüge gemacht, wo es nur irgend möglich war.

„Meinen Sie, ob die ‚Möwe' noch seetüchtig ist? Sie ist nicht schlecht; natürlich, es gibt bessere Schiffe; aber mit Ausnahme eines Taifuns hält sie noch jedes Wetter durch."

„So — o — ! Sie ist also ihren Eigentümern immer noch sehr wertvoll, ja? Ihre Fahrt kostet wenig, sie schafft große Dividenden — oder vielmehr, Sie schaffen sie. Das Schiff machte sich in den letzten zwei Jahren schon reichlich zweimal bezahlt. Und wenn Sie also

weiter auf ihr fahren, so werden Sie weiter Ihre — erlauben Sie — sie bezahlen doch sechshundert monatlich für den Schiffer, nicht wahr?"

„Nein, vierhundert; es ist gemein genug!"

„Großer Gott! Vierhundert Mark für den Monat, es scheint fast unglaublich. Die Buchhalter in einem großen Geschäft bekommen ja das Doppelte und mehr noch, und sie haben nur nach ein paar tausend Mark in ihren Büchern zu sehen, sie sind für kein Schiff, kein Menschenleben und all das andere verantwortlich. Ich dachte, Hollemann bezahlte wenigstens sechshundert bei seinem kleinsten Schiff."

„Da irrten Sie sich. Aber Sie kamen doch sicherlich nicht hierher, um über Löhne und Gehälter der Schiffer zu reden."

„Nein, allerdings nicht. Ich wollte nur wissen, ob es Zweck hat, die ‚Möwe' noch zu versichern. Ich dachte mir, daß Sie mir darüber einige Auskünfte geben könnten. Also Sie glauben, daß sie noch gesund genug ist? Ich schicke nämlich diesmal einige Kisten mit ihr fort, darum wollte ich es wissen."

„Ja; sie ist noch ziemlich sicher."

„Dann brauche ich also nicht besonders zu versichern? Schön; vielen Dank. Versicherung ist nichts Schlechtes, wenn man Bescheid weiß, und gerade diese kleinen Auskünfte eines Berufenen sind für uns Spekulanten von großer Wichtigkeit. Nun will ich aber gehen."

Er erhob sich halb vom Stuhl.

Balsen machte mit der Hand eine ungeduldige Bewegung: „Ich denke, Sie wollten mir einen Weg weisen, wie man Geld verdienen kann," begann er mit leiser Stimme. Er fühlte es, daß er sich an diesen Strohhalm klammern mußte, obwohl es kläglich genug erschien.

„Ja, das tat ich allerdings, Balsen. Hätten Sie mir erzählt, die ‚Möwe‘ sei nicht mehr übermäßig seetüchtig, nun, dann hätte ich vielleicht etwas tun können. Wenn Sie zum Beispiel gesagt hätten, daß sie den Hafen — er liegt auf Mauritius, nicht wahr? — Wenn Sie mir gesagt hätten, daß sie ihn nicht erreichen würde — nun, — dann hätte ich Sie für diese Nachricht sehr hoch bezahlt. Ich will sogar noch weiter gehen. Ich will noch sagen, daß ich dem Mann, der mir verspricht, daß er die ‚Möwe‘ nicht wieder nach Hause bringe, die Summe von sechstausend Mark, oder sagen wir sechstausendfünfhundert Mark, aussetzen würde.“

Die arme Fliege hatte sich bereits im Netz der Spinne hoffnungslos verfangen, ohne es noch recht zu wissen.

„Aber wie kann ein Mann so etwas sagen, wenn das Schiff seine Reise gut beendet?“ fragte Balsen verzweifelt, da er nun seinen letzten Hoffnungsschimmer dahinsinken sah. „Kein Mensch weiß doch vorher, welchem Wetter er unterwegs begegnet.“

„Nein, natürlich nicht — natürlich nicht. Ich verstehe schon. Ich — ich dachte, ihr Schiffer habt immer so eine Art — na, wollen wir es Vorgefühl nennen oder Ahnung? Ich habe mich scheinbar geirrt. Es ist die höchste Zeit, ich muß jetzt gehen!“

Aber diesmal machte er sonderbarerweise nicht den Versuch, sich von seinem Sitz zu erheben; er begann das Gesicht des Seemannes zu durchforschen. „Sie werden denken, daß sechstausend oder sogar sechstausendfünfhundert Mark eine ganze Menge Geld dafür ist — ich meine für eine so vertrauliche Auskunft. Das ist es auch einesteils; aber — nun will ich Ihnen sagen, daß die Fracht, die ich verschicken will, sehr wertvoll ist. Es ist eine neue Spekulation; der Artikel wird sich

gut verkaufen. Ich beabsichtige, ihn hoch zu versichern, um ihn vor jedem Risiko zu schützen. Ein neuer Handelsartikel da drüben bringt mir vielleicht ein Vermögen ein, — das heißt nur, wenn er vor der Konkurrenz dort eintrifft. Wenn also irgend eine Möglichkeit besteht, daß die Fracht ihren Bestimmungsort nicht erreicht — nun, Sie können sich denken, wie ich dann dastünde."

„Aber die Fracht wird sicher hinüberkommen. Derartige Auskünfte sind keine sechstausend Mark wert."

Balsen lachte, ein verzweifeltes, häßliches Lachen. Sechstausend Mark waren da zwischen seinem Glück und Unglück ausgesetzt, und oben befand sich Luise; Luise, die in weiteren drei Monaten schon in kümmerlichsten Verhältnissen leben sollte, aus aller Bequemlichkeit herausgestoßen. Die Summe reizte ihn.

Murgat sagte ruhig: „Nein, das meinte ich auch nicht, daß ich die sechstausend Mark für das sichere Abliefern der Fracht bezahlen würde. Aber ich würde dieselbe Summe dafür geben, wenn ich genau wüßte, daß sie ihren Bestimmungsort nicht erreicht —"

Balsen packte eine sinnlose Wut, als er endlich die eigentliche Absicht dieses Gesprächs erfaßte: er sollte seine Ehre aufs Spiel setzen. Aber Luise und die bald fällige Schuld standen hinter ihm, und Murgat, der Kerl mit dem breiten, widerlichen Gesicht, konnte ihm mit Leichtigkeit das Geld geben. Er kämpfte seine Entrüstung nieder und merkte dabei, daß er gar nicht mehr so entrüstet war, als er vorher geglaubt hatte. Man konnte ihm ja eigentlich auch keinen Vorwurf machen. Es ist nicht so einfach, auf der schmalen Kante völliger Vernichtung zu stehen, und dann unbeweglich zuzusehen, wie der Strick, der ihn retten sollte, langsam zurückgezogen wird, selbst wenn dieser Strick schlüpfrig ist.

„In derlei Dinge kann man sich nicht so schnell finden," sagte er. „Außerdem hörte man lange nicht —"

„Ja, das Spielen mit Schiffen hat nahezu aufgehört — wenigstens für die außenstehenden Spieler. Aber wenn nun ein Mann ein Interesse an einem Schiff hat — was dann? Ich lasse eine Fracht verschiffen; ich habe also ein Recht dazu, mich zu versichern gegen den Verlust der Ware. Es gibt ja andere, die mir Konkurrenz machen. Kommt meine Ware nicht zur rechten Zeit heraus, so verliere ich das Monopol und ein ungeheures Vermögen. Sie verstehen mich doch?"

„Gut! Sagen wir, das Schiff tritt seine Reise an und erreicht seinen Bestimmungshafen. Es sei denn, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches ereignet," warf Balsen scheinbar gleichmütig hin.

Murgat sah, daß sein Fisch dem Köder am Angelhaken vorsichtig näher kam und lächelte innerlich vergnügt. Er wußte es ja, daß der Druck seiner Schuldenlast Balsen zum mindesten nachdenklich machen mußte. Das weitere würde sich schon finden. Er sagte: „Wenn nun das Schiff seinen Hafen nicht erreicht, dann verliert ja niemand irgend etwas dabei, nur die Versicherungsleute, na, und die können es schon vertragen! Doch, ich will jetzt wirklich gehen. Nur, wenn Sie denken, es könnte doch noch eine Möglichkeit bestehen, daß die ‚Möwe' verloren ginge, dann hoffe ich, daß Sie es mir rechtzeitig noch mitteilen, damit ich mich noch decken kann. Ein Telegramm mit nur einem einzigen Wort und Ihrem Namen, das würde ja schon genügen. Käme das noch zur rechten Zeit, so würde ich sechstausend Mark dafür bezahlen."

Balsen sprang auf und schritt zur Tür hinüber. Murgat tastete mit der Hand nach der Tasche, in der

er einen Revolver trug. Diese Narren, diese Seeleute, wußten niemals, von welcher Seite sie die Butter für ihr trockenes Brot kriegen konnten; manchmal wurden sie ausfallend, wenn man es ihnen nur zeigen wollte. Aber Balsen dachte wieder an seine Frau.

„Ich vermute, Potter hat die ganze Geschichte eingefädelt," sagte er. „Es ist mir nur noch nicht ganz klar —"

„Potter? Nein, ich habe nicht das geringste mit ihm zu tun," log Murgat frech. „Er erzählte mir nur, daß Ihre Frau nicht ganz wohl sei, und dann sagte er noch, wie leid es ihm selbst täte, daß er Ihnen gar keinen längeren Aufschub mehr geben könne; aber er ist selbst sehr schlecht daran. Er hat spekuliert, und ich weiß es bestimmt, er hat viel dabei verloren. Ihm bleibt keine andere Wahl!"

„Wissen Sie, was mit dem Mann geschieht, der sein Schiff verliert?" fragte Balsen. „Er wird sofort entlassen; die Schiffseigentümer geben ihm nie wieder irgend welche Arbeit; er sinkt — sinkt immer tiefer!"

„Mein Onkel ist an der Süd-Afrika-Linie beteiligt," erwiderte Murgat. „Sie bezahlen dort ihre Kapitäne gut, und die Nebeneinkünfte sind auch nicht gering. Kommen Sie in sechs Monaten zu mir, und ich will gern ein gutes Wort für Sie einlegen. Und machen Sie sich über das, was ich vorher sagte, keine weiteren Sorgen; es genügt mir, wenn ich höre, daß die ‚Möwe' sicher zurückkehren wird. Nur wenn Sie von schlechtem Wetter dort unten im Süden hören, oder wenn dort irgend eine unerwartete Entwicklung eintreten sollte, — ein einziges Wort an mich, Sie verstehen, bedeutet dann sechstausend Mark für Sie. Wo nehmen Sie neue Kohlen ein?"

„In St. Vincent. Wird zwölf Tage dauern."

„Schön, jetzt gehe ich aber."

Diesmal erhob Murgat sich wirklich und ging auf die Tür zu; Balsen rief ihn ungeduldig zurück.

„Sie denken doch nicht von mir, daß ich ein Schiff leichtsinnig zugrunde richten würde?" fragte er mit einer Stimme, die keineswegs fest klang.

„Nein — nein; wenigstens wenn irgendeiner zu mir käme, um mich um meine Meinung zu fragen, so würde ich einen derartigen Gedanken entrüstet zurückweisen, entschieden müßte ich ihn zurückweisen. Gute Nacht!"

Er verließ das Haus, bevor noch Balsen etwas weiteres sagen konnte. Als er um die nächste Straßenecke bog, lachte er in sich hinein.

Balsen sank in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Zum Schuft, zum elenden Schuft will er mich machen!" stöhnte er. „Will, daß ich das alte Schiff auf den Grund setze, und bietet mir Geld dafür. Ich könnte es niemals. Diese Ehrlosigkeit! Es wäre beinahe ein Mord."

Er hörte von oben die Stimme seiner Frau; da erhob er sich und ging zu ihr; seine Füße waren so schwer wie Blei.

Die „Möwe" dampfte in guter Fahrt südwärts, passierte lange vulkanische Felsgestade, die sich klar und scharf umrissen aus dem Atlantischen Ozean erhoben. Balsen, der auf der Brücke auf und nieder schritt, beobachtete seine Leute, die den von den letzten Kohlen übriggebliebenen Schmutz entfernten, und blickte verzweifelt auf den verflossenen Tag zurück. Die Saat war

aufgegangen; später oder früher kam nun auch die Ernte, die man einholen mußte. Die Kabel summten eine Nachricht hinüber nach Europa, ein einziges Wort, ein ganz gewöhnliches Wort, aber eins, das Aussichten und Möglichkeiten enthielt. Die „Möwe" würde Mauritius nicht erreichen.

Ja, so weit war es also mit ihm gekommen. Die Versuchung war zu stark gewesen, und er war unter ihr zusammengebrochen. Zwölf Tage der quälendsten Einsamkeit in der ungeheuren Stille des Meeres, zwölf Tage, in denen ihm immer von neuem der schlechte Gesundheitszustand seiner Luise vor Augen stand und sein Herz zermarterte. Zwölf Tage voller Verzweiflung erschütterten seine anfängliche Festigkeit und brachen seinen Willen. Als er St. Vincent erreichte und dort einen mit zitternder Hand von seiner Frau geschriebenen Brief vorfand, war es mit seiner Kraft zu Ende gewesen. Der endgültige Schlag war gefallen, die Ehre eines Mannes mußte für das Leben einer Frau einspringen. In Luises Brief las er mit brennenden Augen: „Der Arzt sagt, daß ich unbedingt nach dem Süden reisen muß, wenn nicht das Schlimmste eintreten soll. Das Mittelländische Meer sei meine einzige Hoffnung auf Heilung; aber ein Jahr müßte ich dort bleiben können, meinte er. Ich hoffe, daß es mir bald möglich sein wird, dorthin zu gehen, ich möchte so gerne wieder ganz gesund und stark sein; ich möchte Deinetwegen fähig sein, Dich glücklich zu machen und so zu lieben, wie Du es verdienst."

Balsen erinnerte sich mit fürchterlicher Klarheit, was am Ende der Reise folgen mußte: Armut, entsetzliche, hoffnungslose Armut. Und sein verkauftes Eigentum würde ja nicht die Hälfte seines eigentlichen Wertes

einbringen. Und es kostete doch so viel, seine Frau in einem Sanatorium an der Küste des Mittelländischen Meeres unterzubringen; es war ja unter den augenblicklichen Verhältnissen unmöglich, daran auch nur zu denken. Wenn die Schuld nicht gewesen wäre, dann vermochte er alles andere schon zu tun; er konnte ein Darlehn auf die Möbel aufnehmen, und das würde ausreichen, um Luise einige Monate wenigstens fortzuschicken. Aber die Schuld benahm ihm jede Hoffnung.

Er ging an der Station für drahtlose Telegraphie vorüber und las den Brief zum zweiten Male; gleich darauf hörte er einen Ausruf hinter sich und drehte sich um. Das Innere des Büros schien auf einmal mit hellem Feuer zu brennen. Sechstausend Mark warteten in der Heimat auf ihn; wenn er sich entschloß zu handeln, konnte er das Leben seiner Luise mit seiner Ehre erkaufen.

„Die Frage ist nur die," sagte er zu sich selbst, „ob die Ehre eines Mannes mehr wert ist als das Leben einer Frau. Luises Leben ist mir am meisten wert auf der Welt. Und nur die Versicherung verliert etwas dabei. Es könnte alles ohne den geringsten Verdacht getan werden. Die ‚Möwe' war auch sowieso kein billiges Schiff. Sie brauchte viele Kohlen; für das Versicherungsgeld könnte man ein modernes Schiff bauen lassen. Niemand verlor etwas dabei. Auch Menschenleben würden nicht zugrunde gehen. Es könnte so leicht getan werden."

Wieder ging er am Büro für die drahtlose Telegraphie vorüber. Er setzte sich unter einen der Bäume und las abermals den Brief durch. Diesmal las er auch zwischen den Zeilen. Luise war krank; in seiner Einbil-


L. Berwald
Halensee

dung glaubte er plötzlich ihr Gesicht vor sich zu haben; um ihren Mund lag ein mitleidiger Zug. Und er konnte sie retten.

Die Schiffe, die vom Süden heraufkamen, berichteten von schlechtem Wetter. Als er das hörte, ging er in das Telegraphenbüro und nahm ein Formular aus dem Kasten; ohne Zögern schrieb er nun das nötige Wort darauf und händigte dann das Papier dem Beamten ein. Nun war er zum Handeln verurteilt; die „Möwe" war dem Untergang geweiht. Niemals würde sie Mauritius erreichen, und er würde zum Lohn seine sechstausend Mark erhalten, er würde Potter davon bezahlen, Luise würde ans Mittelländische Meer reisen und dort wieder gesund werden. Nur ihn würde für alle Zeiten das schlechte Gewissen peinigen. Er war so weit gekommen, sich damit zu trösten, daß andere Männer schwerere Schuldenlasten mit sich herumtrugen. Wenn er ernstlich darüber nachdachte, mußte er sich sagen, seine Handlung sei richtig gewesen. Er rettete damit einen Menschen. Eine Zeitlang würde er nicht mehr fahren können, aber Murgat hatte ihm ja eine bessere Anstellung versprochen. Viele Unannehmlichkeiten standen ihm noch bevor, aber nun war nichts mehr zu ändern; die Nachricht war schon unterwegs.

Er versuchte, die Furchtbarkeit seiner ihm noch bevorstehenden Tat zu vergessen und begann ernstlich über ihre Ausführung nachzudenken; auf mindestens ein Dutzend Arten war es möglich. Selbst wenn nur die Steuerung brach, gab es nichts, was ein Unglück aufhalten konnte: die „Möwe" würde unerbittlich an den hoch emporragenden Klippen zerschellen. Er dachte schon an einen Punkt, an dem tiefes Wasser war, an dem das Schiff auf Nimmerwiedersehen versinken mußte.

Er veränderte seinen Plan ein wenig, doch dann stieß er auch diesen Entschluß wieder um, als er daran dachte, daß dies Unglück nicht gleich auf die Drahtnachricht folgen dürfe; die Versicherung konnte sonst stutzig werden. Nein, es mußte noch einige Zeit vergehen, bevor das Werk getan werden konnte; es war doch besser, es im offenen Wasser zu verrichten.

Es gab ja auch noch ganz andere Möglichkeiten. Unten, in den Eingeweiden des Schiffes, waren verschiedene Dampfrohre und Maschinenteile, die mit einem Hammer leicht zerstört werden konnten. Wenn das bei Sturm geschah, konnte keinen Menschen irgend ein noch so leiser Verdacht treffen. Die Boote waren immer bereit und im Notfall schnell herunterzulassen und zu besetzen; und da sie sich auf einer großen Schiffahrtsstraße befanden, mußte auch bald ein Schiff kommen, das sie aufnehmen würde; das konnte nur eine Frage von Stunden sein.

Balsen atmete wieder ruhiger; eine Art Leichtherzigkeit, wie er sie lange nicht gefühlt, kam über ihn; es war ja alles so leicht. Die alleinigen Kosten würde die Versicherung tragen. Da fiel es ihm wieder aufs Herz; wie war es mit ihm selbst? Seine Ehre bedeutete ihm nichts, wenn es sich um das Leben seiner Frau handelte.

Als er an diesem Abend zu Bett ging, konnte er nicht schlafen. Und als er am Morgen wieder aufstand, fühlte er sich gar nicht erfrischt. Müde und mürrisch brachte er die Zeit hin. Und dieser Gemütszustand lastete mehrere Tage auf ihm, bis die „Möwe" wieder auslief und ihre Fahrt in südlicher Richtung nahm. Er wollte weder Kapstadt noch irgend einen anderen afrikanischen Hafen anlaufen. Sie besaßen ja nun auch Kohlen genug, damit mußte man bis zum Be-

stimmungsort reichen. Gleich hinter dem Kap der Guten Hoffnung sollte es geschehen. Die See ging dort meistens schwer, und mächtige Stürme rasten um diesen südlichsten Zipfel Afrikas, und die „Möwe" war so alt.

Tag um Tag verstrich, und an Stelle der ewigen Selbstanklagen trat eine ihm selber unerklärliche stumpfe Gleichgültigkeit. Immer wieder sagte er sich: Was soll das Grübeln über Schuld und verlorene Ehre, wenn nur Luise am Leben bleibt. Sie durfte nicht sterben, die ihm Jahre hindurch so großes Glück geschenkt; ein Glück, das so groß war, daß es ihn gegen die Zukunft blind gemacht. Jetzt war es zu spät, darüber Reue zu empfinden, daß er das junge Mädchen überredet hatte, seine Frau zu werden. Das war ja nun alles geschehen und unabänderlich.

Als Balsen nach einer weniger schlecht verbrachten Nacht sich erhob, fand er den Himmel mit drohenden schwarzen Wolken überzogen. Lange, hohe Wogen stiegen aus der See empor und ebbten wieder dorthin zurück, während die Albatrosse und Möwen schreiend und flatternd über dem mächtig stampfenden Leib des Schiffes dahinstrichen. Der Tag ging vorüber, und es geschah nichts, nur peinigten ihn die ewigen Gedanken, so daß er in der folgenden Nacht vor ihnen keine Ruhe fand. Er träumte auch in den nächsten Tagen von dem, was er sich vorgenommen, und eines Nachts, als er sich müde und erschöpft in seine Kabine zurückgezogen, träumte ihm, daß er die sechstausend Mark besäße, daß aber alle Leute, die unter ihm dienten, bei dem Wagnis ihren Tod in den Wogen gefunden hätten. Die allzu lebendigen Traumgebilde verfolgten und erschreckten ihn; schweißtriefend erwachte er, stürzte den engen Gang

hinab, erreichte den vorderen Mannschaftsraum und trat ein.

Die Matrosen saßen dort gemütlich, zufrieden, mit ehrlichen, gutmütigen Gesichtern und unterhielten sich. In sein klopfendes Herz trat bei ihrem Anblick ein unaussprechliches Gefühl tiefer Erleichterung.

„Gott sei Dank!“ sagte er noch halb verwirrt zu sich selbst. „Gott sei Dank!“ Dann schlich er zu seiner Kabine zurück.

Doch der Zeitpunkt rückte immer näher und fand ihn vor einem fertigen Plan. Im Raum unter seiner Kabine befanden sich die Werkzeuge, mit denen er die Rohre leicht zerstören konnte. Er wollte erst den Sturm ordentlich toben lassen und dann handeln. Jede Kleinigkeit war genau von ihm durchdacht und überlegt. Der Sturm mußte zunächst seinen Höhepunkt erreichen, dann wollte er, wenn alle Leute außer den Wachen schliefen, hinunterschleichen; niemand würde es merken. In einer halben Stunde konnte er alles getan haben; das Wasser würde einströmen, und während der Nacht konnte keiner den Schaden merken; erst am Morgen würde man sich dann über die Gefahr klar werden. Der Tischler stieg erst um zehn Uhr zum ersten Male hinunter; um diese Zeit konnte die „Möwe“ schon sieben Fuß Wasser genommen haben. Er wußte, daß die Pumpen nicht stark genug waren, um dem beständig nachfließenden Wasser entgegenarbeiten zu können. Wenn es so weit war, mußte alles versucht werden, um das Schiff zu retten, aber es blieb zuletzt doch nichts anderes übrig, als die „Möwe“ zu verlassen.

Der Sturm brach mit voller Stärke und mit solcher Wucht herein, daß der Dampfer schlingerte, als habe ihn eine mächtige Faust getroffen. Eine Woge fegte

über das Deck und brach sich aufschäumend an der Kommandobrücke; die Kraft des Windes war ungeheuer; die Leute mußten sich festklammern, um nicht fortgeweht zu werden. Die Farbe des Himmels veränderte sich von gleichmäßigem Grau zu einem schmutzigen Gelb-Schwarz, und dunkle Wolkenfetzen hingen bis auf die heftig bewegte blauschwarze Meeresfläche hinab.

„Wir werden ein ordentliches Wetter bekommen," meinte der Matrose, der an Balsens Seite trat.

„Scheint so; sieh zur Sicherheit mal nach den Booten; man kann nie wissen!"

Ein Pfiff erschallte, die ganze Mannschaft erschien auf Deck und machte sich gleich darauf an den Booten zu schaffen. Bald raste der Orkan in voller Stärke. Endlose Massen graugeballter Ungeheuer stiegen vom südlichen Horizont herauf und schwebten unheilverkündend heran. Bis zu den Schornsteinen spritzte die Gischt empor; das Deck blieb ununterbrochen überflutet. Die Nacht kam, und das Schiff arbeitete sich mühsam und stampfend weiter vorwärts, die Maschinen hielten nur geringe Fahrt, um ein Unglück zu vermeiden; das mächtige Rattern der Schrauben ließ den ganzen Schiffsrumpf erbeben.

„Morgen abend wird es sein," dachte Balsen, während er über die undurchsichtige Oberfläche starrte.

Diamanten schienen in den Wellen aufzublitzen, die über das vordere Mastlicht fegten. Links, an Steuerbord, schimmerte es gleich Smaragden, und rechts, an Backbord, wie Rubine. In dieser Nacht war es noch zu gefährlich. Das Wasser würde gleich in zu großen Mengen einströmen, als beabsichtigt; und der Sturm sah so aus, als wenn er wenigstens noch achtundvierzig

Stunden so weitertoben würde. Noch jetzt wuchs er beständig an. Nein, es war gewiß sicherer, weitere vierundzwanzig Stunden zu warten, dann vermochte man wenigstens selbst noch das nackte Leben zu retten. Kein Menschenleben durfte verloren gehen; ein Mörder war Balsen nicht. Es war schon genug, wenn man ein Schiff, einen kaufmännischen Wert, ein gefühlloses Ding, zugrunde richtete; etwas anderes war es aber doch, wenn man kaltblütig und wissentlich Menschenleben dabei aufs Spiel setzte. Er mußte ruhiges Blut bewahren und einen klaren Kopf.

Die ganze Nacht über wanderte er in tiefem Nachdenken auf der Brücke umher. Er dachte, was Blaut, der Matrose da vor ihm, wohl zu seinen Gedanken sagen würde, wenn er sie erführe. Die Hand würde er ihm niemals mehr reichen, wenn er die volle Wahrheit hörte. Blaut war ein alter, ehrlicher Seemann, ein Ehrenmann, so wahr und treu, wie ein Mann nur sein konnte. Doch wahrscheinlich wohl nur, weil er nie vor einer solchen Versuchung gestanden. Blaut war nicht verheiratet; er wußte nicht, was es hieß, eine geliebte Frau hinsiechen und leiden zu sehen. Blaut sollte ja auch niemals die Wahrheit erfahren; es würde ein bloßer Unglücksfall werden, weiter nichts; derartige Geschehnisse ereigneten sich ja leider nicht selten auf dem Meere. Was bedeutete denn ein Schiff mehr oder weniger, noch dazu, wenn niemand dabei sein Leben verlor?

Die Dämmerung brach herein; gelblichgraues Licht durchdrang die schwarze Wolkenwand, die aufgeregte, tobende See bedeckte sich weithin mit weißem Gischt.

„Die nächste Nacht wird schlimm werden,“ schrie ihm Blaut zu. Balsens Gesicht war während der

stürmischen Nachtwachstunden grau geworden und seine Augen blutunterlaufen und rot. „Aber die ‚Möwe‘ wird durchhalten, nicht wahr, Kapitän?“

Balsen schwieg. Ja, die alte „Möwe“ kämpfte tapfer. Mit grimmiger Beharrlichkeit warf sie sich immer von neuem den wildesten Wogen entgegen. Doch Balsen dachte an seine Schuld, seine todkranke Frau und ihre Rettung, und ihm entging die Größe und Schönheit des gewaltigen Ringens seines Schiffes. Und doch war es ein Anblick, der das Auge eines echten Seebären erfreuen mußte. Das alte Schiff schien sich seiner jungen Tage zu erinnern, es kämpfte wie ein alter Haudegen, parierend, ausweichend, zustoßend, wo sich ihm nur eine Gelegenheit bot, ein Stück weiter zu kommen. Graugrüne Wassermassen sprangen an Bord; doch obgleich minutenlang der ganze Rumpf davon bedeckt und untergetaucht war, erhob er sich dennoch wieder. Die Schläge fielen wuchtig und wild, aber die „Möwe“ hielt stand.

Balsen war seiner Sache sicher. Während der Nachmittagstunden würde der Orkan ein wenig nachlassen, um in der Nacht dann einen letzten gewaltigen Anlauf zu nehmen. Die kommende Nacht konnte schon noch ein Vorgeschmack der Hölle werden, aber die Morgendämmerung brachte dann bestimmt den Frieden. Diese Nacht war die letzte, mit der zu rechnen war. Bei der späteren Untersuchung, die folgte, würden alle Leute nur von der Furchtbarkeit des Sturmes berichten können. Selbstverständlich konnte bei einem derartigen Wetter alles mögliche geschehen. Sie würden weiter sagen, daß man das Leck erst entdeckt habe, als es zu spät war, das Schiff noch zu retten; sie konnten in solchem Falle nur noch an ihr Leben, an ihre eigene Rettung


L.Bernwald 19
Halensee 17.

denken. Um noch ein letztes zu tun, wollte Balsen sie sogar noch daran zu hindern versuchen, das Schiff zu verlassen; er würde immer von neuem seine Leute anfeuern, zu retten, was noch zu retten sei. Die Schilderung mußte ganz natürlich klingen; und warum sollte sie nicht jeder glauben? Zu irgend einem Verdacht bestand ja nicht der leiseste Anlaß.

„Der Sturm scheint sich etwas zu beruhigen," sagte Balsen zu Blaut. „Laß mich rufen, wenn sich etwas Außergewöhnliches ereignet."

Aber er konnte kein Auge schließen und blieb lange wach; doch nach und nach verfiel er in eine Art stumpfes Brüten, das von schweren und qualvollen Träumen angefüllt war. Die „Möwe" schien selbst ein Gesicht bekommen zu haben, mit dem sie ihn feindlich angrinste, bevor sie unter das Wasser tauchte; nun war sie verschwunden, und nichts hatte sie zurückgelassen als drei Segeltuchbeutelchen, von denen jedes auf einem kleinen Schild die Aufschrift trug: zweitausend Mark. Als Balsen, noch immer träumend, seine Hände ausstreckte, um den Sündenlohn zu packen, blieb nichts weiter in ihnen zurück als ein grinsender Schädel, und irgend eine unklare Ahnung sagte ihm, daß Luise gestorben war. Und der Schädel klammerte sich wie Handschellen an ihn, sein immer fürchterlicher werdendes Gewicht zog ihn rettungslos abwärts — hinunter, zwischen die schlüpfrigen Ungeheuer der Tiefsee.

Als er aus seinen schreckhaften Träumen erwachte, erkannte er die Unmöglichkeit, wieder einzuschlafen. Erst wenn alles getan war, würde er Vergessenheit finden. Er versuchte, auf irgendwelche Weise den Tag hinzubringen; er wurde mürrisch und reizbar, niemand durfte sich ihm nähern. Einmal, als der Steward eingeschlafen

war, schlich er hinunter, um nachzusehen, ob für die Nacht alles bereit war. Er überließ nichts dem Zufall: Meißel, Feile, Hammer, alles fand er vor, auch ein Stück Filz, mit dem er den Hammerkopf umwickeln wollte, damit kein Laut nach oben drang.

Die Gefühle, die einen Mann befallen, der nach langem Warten endlich die Annäherung des Feindes hört und weiß, daß der Augenblick der höchsten Gefahr ganz nahe ist, lernte auch er jetzt beim Nahen der Nacht kennen. Er brauchte nicht mehr lange zu warten. Der Sturm trat ein, wie er es vorausgesehen hatte. Während des Tages war er schwächer geworden, als wolle er seine Kräfte für den letzten Anlauf sammeln. Und nun brach er von neuem mit Gewalt los.

Um zehn Uhr ging Balsen in Ölzeug gekleidet auf die Brücke. Es war kalt, und die Spritzer fuhren ihm ins Gesicht. Der Sturm donnerte und dröhnte. Das Rauschen der gegen das Schiff schlagenden Wogen hörte keine Sekunde lang auf. Bald schwebte die „Möwe" auf den obersten Wellenkämmen, bald stampfte sie schwer im tiefsten Wogental *). Die Schrauben ratterten und rumorten, als wenn alles kurz und klein geschlagen würde. Um elf Uhr erreichte der Orkan seinen Höhepunkt; gleich darauf ließ er wieder etwas nach. Aber die See ging immer noch ungeheuer hoch. Zwölf Uhr und noch immer keine merkliche Erleichterung. Um Mitternacht kam Blaut zum Kapitän auf die Brücke, denn auf dem Dampfer waren außer dem Kapitän nur noch zwei Offiziere.

„Ich werde Sie ein paar Stunden ablösen, Kapitän," sagte der Matrose, sich an das Geländer klammernd

*) Siehe das Titelbild.

und in das Dunkel blickend. Balsen hörte ihn kaum; seine Zeit rückte immer näher. In einer Stunde war es um das Schiff geschehen. Warum sollte er nicht jetzt schon gehen? Er fühlte, wie seine Knie wankten; nie in seinem Leben hatten sie jemals so gezittert.

„Sie hat eine gute Fahrt — auch diesmal hat sie sich wieder nicht runterkriegen lassen," murmelte Blaut, das Wasser von seinen Fäusten schwenkend. „Immer noch ein feines Schiff, was, Kapitän? Sie ist nicht klein zu kriegen!"

Balsen riß sich von seinen Gedanken los, um das Schiff zu beobachten. Es kämpfte wirklich wundervoll; wenn auch der Feind, der gegen es auftrat, übermächtig schien, es nahm ihn an und stemmte sich ihm entgegen. Und vor ihm zeigte sich jetzt ein ungeheurer und wachsender dunkler, von weißem Schaum gekrönter Wall, der sein wüstes Gebrüll voraussandte.

„Halten Sie sich, Kapitän! Halten Sie sich!" Die ungeheure Woge rückte näher; sie schien aus vielen anderen zu bestehen, die sich von weit her aufeinandertürmten. Unbestimmt fühlten es die Männer auf der Brücke, daß sich der Dampfer für sie sammelte; er schien sich ein wenig gegen sie zu festigen; sein Herz ging schneller. Und dann fiel die Welle; eine mächtige Salzwasserwoge ergoß sich über die „Möwe". Sie lag minutenlang still auf dem Wasser, als wenn sie den Kampf aufgäbe. Sie sank. Nichts, was Menschenhand erbaut hatte, konnte einem derartig gewaltigen Anprall widerstehen.

„Sie bewegt sich!" schrie Blaut. „Sie ist nicht klein zu kriegen."

Es war richtig, das Schiff erholte sich wieder förmlich Stück um Stück; seine Kraft erst erprobend, wie

sie ein gefallener Mann erprobt, bevor er es versucht, sich ganz zu erheben, bewegte die „Möwe" sich vorsichtig, zog sich zurück, hob sich einen Zentimeter und noch einen, hielt an und hob sich von neuem; es war ein wundervoller Anblick.

„Ist sie nicht prachtvoll?" schrie Blaut, als das niederpressende Wasser von dem Schiffskörper abströmte. „Seit ihrem Stapellauf ist sie schon viel herumgestoßen worden, — aber das war doch ihr gewaltigster Schlag. Sie hat ihn überstanden."

Balsen fühlte wie durch eine unsichtbare Hand den dumpfen Druck der letzten Stunde von sich genommen. Er hatte ein Licht gesehen und etwas gelernt; die Erkenntnis, die meistens ohne lange Vorbereitung hereinbricht. Die großen Augenblicke im Leben eines Menschen sind nicht lang ausgedehnt; manchmal kommen und gehen sie, fast bevor man überhaupt etwas von ihnen merkt. Ein solcher Augenblick war über den Kapitän der „Möwe" gekommen. Das Schiff hatte ihn etwas gelehrt. Die „Möwe" war noch stark genug, um zu kämpfen; sie würde nicht umkommen. Wenn auch ihre Widersacher schier überwältigend wären, sie würde unermüdlich kämpfen. Und es war doch nur ein Schiff, ein Werk von Menschenhänden geschaffen! Sollte da das Werk von Gottes eigener Hand hinter dem von Menschenhänden zurückstehen?

„Ich werde es nicht tun; auch ich will kämpfen," sagte Balsen zu sich selbst. Die Würfel waren um das Gute oder Schlechte geworfen worden. Er wollte das Schiff retten. Es würde ein Mord sein, wollte man die „Möwe" in ihrem aufrechten Kampf auch noch hinterrücks überfallen; seine Hand sollte es jedenfalls nicht sein, die den verräterischen, tödlichen Stoß führte.

Auch er wollte kämpfen; es mußte ja noch andere Wege zum Licht und zur Ruhe geben.

Als die Dämmerung kam und mit ihr die Vorboten des Friedens, wankte er zu seiner Kabine und warf sich dort, triefend von Wasser, in einen Stuhl. „Ich wäre um ein Haar ein Schuft geworden," sagte er. „Aber ich konnte nicht; ich konnte es nicht werden." Bald darauf lag er in einem tiefen, traumlosen Schlaf.

„Gott helfe meiner armen Luise," dachte er, als das Boot des Agenten anlegte. „Ich werde ihr das Herz brechen. Ob ich ihr schreibe, daß es keine Hoffnung mehr für uns gibt?" Jetzt lag nur eine verzweiflungsvolle Zukunft vor ihm.

„Briefe, Kapitän!" sagte der alte Blaut.

Da war auch einer, der Luises Handschrift trug. Langsam, das Fürchterlichste ahnend, öffnete er ihn und las: „Vater hat mir verziehen; er kam selbst zu mir und sagte, daß er nicht anders gekonnt habe. Der arme alte Mann hat schwer gelitten; aber sein Herz ist durch seinen Kummer endlich weich geworden. Sie schicken mich schon in den nächsten Tagen nach Nizza; dort soll ich bleiben, bis es mir besser geht. Ach, es ist so schön, wieder Freunde zu haben. Ich liebe Dich deshalb nur um so mehr. Ich bin stolz, daß wir unsere Hoffnung immer auf uns allein setzten. Nun ist alles um so viel schöner. Vater hat mir von jetzt ab zehntausend Mark für das Jahr ausgesetzt, für uns beide. Es wird Dir nun möglich sein, Dich von allen Schulden zu befreien."

„Und da sagen die Leute noch, es gäbe keinen Gott," murmelte der Kapitän der „Möwe".



Veit Billerbecks Erben

Roman aus der Franzosenzeit in Graz

Von Anna Wittula

(Fortsetzung)

Frau Billerbeck starrte noch lange in die verglimmende Glut; ihre geliebte Tochter Maxe meinte sie vor sich zu sehen, wie sie damals gewesen, als sie in Kranz und Schleier in dieses Haus herübergeschritten, an der Seite des schönen Mannes, eine hochwillkommene Schwiegertochter dem alten Chevalier. Und als nach drei Jahren die Mutter ihr Kind wiedergesehen, brach ihr fast das Herz. Mit dem Kaufmann Bertoni war Frau Billerbeck nach Triest gereist. Nach einer beschwerlichen Fahrt — Schneestürme wüteten auf dem Karst — war man nach zwölf Tagen in die Hafenstadt an der Adria gekommen, wo man in der Kaufmannsfamilie die Gattin des verstorbenen Geschäftsfreundes freundlich aufgenommen. Am Morgen darauf führte Herr Bertoni sie zu einem Hügel, wo unweit der Villa Necker das kleine Landgut des Chevaliers lag; in einem immergrünen Gärtlein schlief unter blühenden Mandelbäumen ein kleines Kind, daneben saß eine abgehärmte Frauengestalt — die Maxe. Aufgeschrien hatte sie voll Jubel und Freude: „Mutter, ach Mutter!" Sie wähnte sich ja längst von daheim vergessen, da nie mehr eine Nachricht zu ihr gelangte. Damals schon war ein leiser Verdacht in Frau Billerbeck wach geworden, als hätte Jérôme dabei seine Hand im Spiele gehabt. Liebenswürdig bewillkommte der Chevalier die Schwiegermutter, wenn er sie auch nicht aufforderte, bei ihm zu wohnen. Täglich stieg nun Frau Billerbeck den Hügel hinan, und ihren scharfen Augen ward es bald klar, daß die Ehe der Tochter tief unglücklich sei. Tagelang blieb der Gatte fort und warf nur widerwillig Geld

auf den Tisch, wenn Maxe darum bat. Ihre Mitgift war in seinen Händen, arglos hatte ihr Vater sie dem Schwiegersohn am Tage vor der Hochzeit gegeben.

Nach und nach erzählte Herr Bertoni mit vorsichtigen Worten: Flot de Val sei ein stadtbekannter Spieler und Wüstling.

Über die Lippen der jungen Frau kam nie ein Wort der Klage, scheinbar zufrieden lebte sie mit dem Kinde in dem hübsch gelegenen Landhause; aber ihre Augen erzählten von durchweinten Nächten, ihr abgezehrter Körper zeugte von Mangel und Kummer. Dringend bat die Mutter den Chevalier, ihr die Tochter und Enkelin zu einem Besuche mitzugeben. Höhnisch hatte er aufgelacht: „O sehr gerne. Aber mein Engel will sich ja nicht trennen von mir.“ Und er sagte nicht zuviel. Mit unbegreiflichem Starrsinn erklärte die junge Frau, sie wolle bei ihm bleiben.

Über sechs Wochen war Frau Billerbeck schon fort gewesen; sie mußte an die Heimreise denken. Maxe weinte bitterlich, als sie das erste Mal davon sprach; noch einmal versuchte die Mutter, sie zur Mitreise zu bestimmen, und wieder hörte die bekümmerte Frau, daß ihr Kind ohne Jérôme nicht leben könne, wenigstens sehen wollte sie ihn. Ach, die kleine Maxe war ja immer schon dem hübschen Nachbarsohne blind ergeben gewesen, sie liebte ihn mehr als ihr Leben. Traurigen Herzens machte sich die Mutter zum letzten Male auf den Weg, um Abschied zu nehmen. Deutlich sah sie im Geiste auch jetzt wieder die Straßen der Stadt vor sich, die sie so oft durchwanderte in schwerer Seelennot und weher Herzensqual. Beim steinernen Römerbrunnen oben auf dem Hügel war sie stillgestanden, von fremdem Laub und Blüten war er überdacht; unten

schimmerte das dunkelblaue Meer mit dem mächtigen Leuchtturme in der Ferne; große Segelschiffe lagen im Hafen, gelbe und purpurne Schiffersegel glitten weit draußen über den schillernden Wasserspiegel, weiße Möwen flogen darüber. Das graue, massige Karstgebirge bildete den Hintergrund der vielen Landhäuschen, die, von immergrünen Gärtchen und Rebengängen umhegt, sich bergan zogen, von steiflinigen Zypressen bewacht. Wie schön trotz allen Jammers war das gewesen!

Drunten brauste der Lärm des Karnevals, kameliengeschmückte Wagen zogen durch die Straßen mit fröhlichen Masken besetzt, im bunten Flitterstaat, Sträuße von Veilchen und Zuckerkügelchen einander zuwerfend; ihr südländisch unbekümmert fröhlicher Freudenschrei drang jauchzend herauf — und die Mutter ging Abschied zu nehmen; ihr einziges Kind mußte sie machtlos einem traurigen Schicksal überlassen, nicht wissend, ob sie es jemals wiedersehen würde.

Im Gärtchen schlief damals die kleine Renate, die Fäustchen an das hübsche Gesichtchen gedrückt; leise schlug die Großmutter wieder den Schleier über das Körbchen und ging ins Haus. Unheimlich still war es da, die Köchin war nicht in der Küche; in den Zimmern suchte Frau Billerbeck vergeblich ihre Tochter; bis zum Dachboden stieg sie empor. Dorthin drang wieder der Karnevalslärm. Gellend schmetterte irgendwo eine Trompete.

Schon wandte sich der Fuß der geängstigten Frau zum Gehen, da lief ein Mäuschen über die Dielen; achtlos folgte ihr Blick seiner Spur; ein langer Schatten fiel darauf; schmal und lang hing an einem Dachsparren — ihre Maxe; die Hände verkrampft, den

Mund weit offen, das bläulichweiße Gesicht vom wirren Gelock überschattet.

Mit geschlossenen Augen war die Mutter hinübergetaumelt; zu Boden sinkend, raffte sie sich wieder auf, um mit wankenden Knien in die Küche hinabzulaufen. Nur ein Messer — geschwind ein Messer!

Sinnlos vor Schreck hasteten die zitternden Füße wieder treppauf. Ein Schnitt — und eine Leiche fiel in ihre Arme. Immer wieder versuchte die Mutter zu horchen, ob nicht Atem oder Herzschlag den Körper ihres geliebten Kindes noch bewege. Umsonst.

Und noch gräßlichere Stunden folgten.

Spät in der Nacht kam der Chevalier heim. Er raste vor Wut, als ihn die Mutter einen Mörder hieß. Er schrie: „Sie tragen alle Schuld; Sie allein! Sie brachten Unfrieden in unsere so glückliche Ehe," log er immer und immer wieder mit dreister Stirn.

Gegen Geld und gute Worte verstand sich ein italienischer Arzt dazu, „Herzschlag" als Todesursache in den Schein zu setzen; sonst wäre ihrer geliebten Maxe die geweihte Erde versagt worden. Ehe der Chevalier seiner Schwiegermutter das Kind überließ, erpreßte er noch Geld für seine Zustimmung. Nur ungern lieh ihr Herr Bertoni diese Summe.

Seit Frau Billerbeck Flot de Val in seiner niedrigen Herzlosigkeit erkannte, vergoß sie keine Träne mehr um ihr geliebtes Kind, das sie in der Erde vor ihm geborgen wußte. Nur einmal noch brach die schwer verharschte Wunde wieder auf, als 1797 mit den Franzosen auch Flot de Val wieder nach Graz gekommen war. Mit keinem Wort fragte er nach seinem Kinde, aber in einer erbetenen Zusammenkunft schlug er seiner Schwiegermutter vor, ihr sein väterliches Erbteil, das Hugenotten-

stöckel, gegen eine hohe Summe abzutreten. Es war ihr nicht leicht geworden, damals dies Geld aufzutreiben; aber sie brachte gerne das Opfer, um ihrer Enkelin das großväterliche Erbteil zu sichern; nach ihrem Tod sollte es an Renate fallen. Wo aber sollte sie jetzt tausend Goldgulden hernehmen, um das Kind vor dem Vater zu schützen?

Eines Tages sprach sie mit dem treuen Geschäftsführer: „Mein lieber Herr Wagner, es muß sein."

„Frau Billerbeck, fünfhundert gegen Wechsel, das geht jederzeit. Mehr aber nicht; Hypotheken gibt jetzt niemand, weil der Feind im Lande steht. Muß es denn sein?"

„Sie können sich denken, daß ich nur um einer sehr ernsten Sache willen dem Haus in dieser schweren Zeit das Geld entziehen möchte."

„Wenn Frau Prinzipalin mir doch nur andeuten wollten, wofür das Geld nötig sein soll."

„Herr Wagner, ich brauche es für den Frieden meiner Enkelin Renate." Und sie erzählte ihm ihre Zusammenkunft mit dem Chevalier und seine Forderung.

Um Renate! Sinnend sah der hübsche, ernste Mann vor sich hin; dunkler falteten sich seine Brauen, bis ein lichtes Lächeln auf seinem Antlitz erschien: „Meine Ersparnisse stehen bei meinem Paten, dem Kaufmann Huynig in Hartberg, wenn ich sie Ihnen anbieten dürfte?" — —

Die alte Frau sah in seine freudestrahlenden Augen. „Herr Wagner, bedenken Sie, daß es vielleicht lange, sehr lange dauern könnte, bis ich Ihnen das Geld zurückgeben kann."

„Oh, wenn es für Jungfer Renate ist!" Frau Billerbeck neigte sich dem jungen Manne entgegen und fragte leise: „Ist Ihnen denn das Mädel ein wenig lieb?"

Hochrot wurde Wagner bis an die Haarwellen hinauf: „Ich liebe sie mehr als mein Leben," sagte er gepreßt.

„Wirklich? Herr Wagner, ich schätze Sie sehr, es wäre mir eine Freude, Ihnen das Mädel zu geben."

Die kluge Frau begriff sofort, daß eine Heirat mit dem fleißigen Buchhalter, dem eigentlichen Oberhaupte des Hauses, Renate vor ihrem Vater genügend Schutz bieten würde. Die obervormundschaftliche Einwilligung wäre in Abwesenheit des Chevaliers leicht zu erreichen; was könnte er noch fordern, wenn nach drei Jahren Renate verheiratet und vielleicht Mutter wäre? Diese Gedanken unterbrach Wagner: „Oh, Frau Prinzipalin, es bedarf wohl keiner Worte, daß ich selig wäre, die Hand Ihrer teuren Enkelin zu erhalten — aber — wird auch sie mich wollen? Ich bin ein einfacher Mann, Demoiselle Renate ist von altem, französischem Adel, und ihre Schönheit gibt ihr ein Recht auf den besten, den vornehmsten Mann als Gatten."

„Das Mädel ist vorderhand ein kleines Gänschen. Ich werde ihr schon zu sagen wissen, daß es für sie das größte Glück wäre, Herrn Wagner zu heiraten."

„Ich bitte, in keiner Weise Jungfer Renate beeinflussen zu wollen; wenn ich weiß, daß meine Werbung Ihnen genehm ist, werde ich sie noch ihrem Vormunde, dem Herrn Gottfried Sommersaler, wiederholen. Aber erst, wenn ich der Liebe des Fräuleins gewiß bin, denn ohne dies würde ich nie an eine Verbindung mit ihr denken."

„Sie sind ein Ehrenmann, mein lieber Herr Wagner, den meinen Schwiegerenkel zu nennen ich mich freuen würde. Versuchen Sie, Renates Liebe zu gewinnen. Gott segne es Ihnen!“

Als Frau Billerbeck am ersten Dezember zum Eisentore hinausfuhr, gab es vor der Stadt im französischen Lager große Unruhe. Eilig trabten Ordonnanzen hin und her, Zelte wurden abgebrochen, laute Kommandorufe ertönten. Bei der Militärwache am Tor hatte ihr ein Bürgergardist, in die Gegend der Großen Schanze weisend, heimlich zugeflüstert: „Frau Billerbeck, mir scheint, draußen bei die fränkischen Flöh fangt's zum wurlen an. Ob die nit zum Z'sammpack'n anheb'n?“

Welch ein Glück, wieder frei zu sein von dem Druck der letzten Wochen, wo man nichts als traurige, unglückliche Gesichter unter den Bürgern gesehen; zwölftausend Gulden mußten die Grazer täglich für die anspruchsvollen Soldaten aufbringen.

Wieder ließ Frau Billerbeck die Stube des alten Hugenottenstöckels heizen und saß wartend am Kaminfeuer. So oft draußen der Wind durch die Baumkronen fauchte, fuhr die einsame Lauscherin zusammen. Kein Sonnenstrahl wollte heute das Christuskreuz in der Ecke erhellen; unheimlich weiß hing der Heiland auf dem Ebenholze, rot leuchteten die Wundmale.

Deutlich erinnerte sich Frau Billerbeck an eine Erzählung des alten Gaspard Flot de Val. Sein Vorfahre hatte dies Kreuz durch alle Kämpfe der Kamisarden in den Sevennen mit sich getragen; nach einem grausamen Treffen war er in die Hände der königlichen Truppen gefallen und bei La Salle geblieben. Nachts

fand der kleine Gaspard die Leiche seines Großvaters gräßlich verstümmelt im Walde. Unter seinem Körper lag fest in den Mantel gewickelt das Christuskreuz. Frau Billerbeck seufzte auf. Wozu hatte dies Geschlecht seinen Glauben so heldenhaft verteidigt? Warum für ihn gelitten und die Heimat verlassen? Der letzte Sproß war längst schon abgefallen, nicht einmal ein guter Mensch war er geworden — ein Spieler, ein Ehebrecher.

Es dämmerte in der Stube; Flot de Val kam nicht.

Die Stunde der Heimkehr rückte immer näher. Unruhig und betrunken trieben sich die Franzosen schon bei der Herfahrt beim Schanzelwirt herum. Wenn man sie anhielte und ihr das Geld gewaltsam wegnähme? Lange hing sie solch bangen Gedanken nicht nach. Eilig schloß sie das Haus und eilte hinüber zu den Demoiselles Stackelberg. Wie eine Burg hatten die alten Damen ihren Besitz verwahrt; niemand konnte, ohne anzuläuten, durch das kleine Pförtchen der Umfassungsmauer hereinkommen. Endlich öffnete der Kutscher Joseph. Hellauf schrie Demoiselle Leontine, als Frau Billerbeck in die fast dunkle Stube trat.

„Meine verehrtesten Demoiselles, wollen Sie mir verzeihen, wenn ich Sie bitte, mir dieses Portefeuille zu bewahren, es ist viel Geld darinnen."

„O gern, sehr gerne, Madame Billerbeck. Aber Sie werden doch nicht mehr heute zur Stadt zurückkehren wollen? Nehmen Sie doch den Joseph mit!"

„Ach nein, da wären ja die Damen ohne Schutz."

Leontine nickte: „Freilich das geht wohl nicht recht. Ach, was wir Armen seit der Invasion schon an Ängsten erlitten! Zur Mutter Gottes vom Landestrost wollen wir wallfahrten, wenn wir mit dem Leben davonkommen."

Bisher waren die Soldaten nur bis an das Mauerpförtchen zu Joseph gekommen; mit Brot, Branntwein und einigen Geldstücken ließen sie sich stets von ihm abfinden. In der Nähe des Hauptquartiers wagten sie nicht zu plündern, denn Marmont hielt auf Zucht.

Frau Billerbeck fuhr über die Ries herab. Nahe der Leonhardskirche hielten plötzlich zwei Musketiere das Wägelchen auf: „Qui vive?“ riefen sie, der faulen Gretel in die Zügel fallend.

„Aber, Messieurs, lassen Sie mich doch weiterfahren. Ich bin die Kaufmannsfrau Billerbeck vom Hauptwachplatz in der Stadt.“

„Comment? Auptwach? Sie sein von Auptwach? Dann muß Sie komm' zu monsieur le capitaine.“

„Ach, lassen Sie mich doch heimfahren! Da haben Sie jeder einen Groschen, lassen Sie mein Pferd los!“

„O nix Grosch, de l'argent Sie muß geben!“ Frau Billerbeck tat, als verstehe sie nicht und trieb das Tier an.

„Weißes Munz, weißes Munz,“ riefen die Franzosen dringend und wollten auf den Wagen steigen.

„Weg die Hände, oder ich schlage zu!“ Frau Billerbeck hob die Peitsche.

„Oh, la canaille!“ riefen die Soldaten und wollten die alte Frau vom Wagen reißen und ihr die Peitsche entwinden.

„La portefeuille, cherchez la portefeuille,“ rief der eine, während der andere in ihre Kleidung griff.

Hellauf schrie Frau Billerbeck, sich voll Todesschrecken an den Wagen klammernd. Da sahen ihre alten weitsichtigen Augen drei Reiter durch den Abendnebel traben, sie meinte die weißen Mäntel der Bürgerkavallerie zu erkennen.

„Oberst Dobler, Oberst Dobler!“ rief sie aus voller Brust.

Bei diesem Namen rissen die Kerle aus und verschwanden fluchend im Nebel. Zitternd lauschte Frau Billerbeck, aber ohne anzuhalten sausten die Reiter vorüber. Rasch hieb sie dem Pferde in die Weichen, blitzschnell schoß es dahin.

Noch immer pochte der alten Frau das Herz in rasenden Schlägen. Das Portefeuille? dachte sie, woher konnten die Franzosen wissen, daß sie auf der Hinfahrt die alte Ledertasche ihres Mannes mit dem Gelde bei sich gehabt? Sollte der Chevalier die beiden als Mörder oder Räuber gedungen haben? Kalt rieselte es ihr über den Rücken. Nein, nein! Was immer aus Jérôme Flot de Val geworden war, so tief konnte der Mann nimmer gesunken sein, der einst ihre schöne Maxe geliebt!

Stunde um Stunde verrann; Frau Billerbeck zitterte, daß der Chevalier im Indischen Papageyen auftauchen könnte; irgend einen Vorwand ersann sie, um Renate am nächsten Morgen in die Familie des Rechnungsrates Flinserl in das rote Krebsenhaus bringen zu können. Die Zwillingstöchter Lenerl und Finerl, hübsche, etwas einfältige Mädchen, waren stolz darauf, ihre schöne Schulkameradin bei sich sehen zu können.

Frau Billerbecks Aufregung minderte sich nicht; selbst als die Freudenbotschaft durch die Stadt lief, daß die Franzosen abzögen, wurde ihre Angst nicht geringer. Das Tor im kleinen Gässel ließ sie sperren; das Haus konnte nur durch den Laden betreten werden. Jedem, der sich der Türe näherte, spähte sie angstvoll unter den Hut.

Auf dem Platz vor dem Haus begann man die

Stände für den Nikolomarkt aufzustellen; Händler kamen mit Karren und Körben und packten ihre Waren aus. Trotz aller Not kauften die Leute Zuckerwerk und gedörrtes Obst für die Kinder; oder jene einfachen Gestalten, den Bischof Nikolaus und den schwarzen Krampus, die in kunstlosester Weise herzustellen von jeher das Vorrecht armer Grazerinnen gewesen.

Am Morgen des fünften Dezember schien es, als sei die ganze Stadt auf den Beinen; vor der Hauptwache stockten die Scharen. Rasch mußten die Krämer zusammenpacken und ihre Waren samt den Budenbrettern in die Hausflure schleppen. Auch die Kaufleute schlossen die Läden; man befürchtete eine Plünderung. Stündlich wuchs das Getümmel; die Grazer wollten ihren ungebetenen Gästen noch einige derbe Abschiedsworte nachrufen; denn mancher erinnerte sich mit Ingrimm, daß er kaum Kartoffeln essen konnte, um der Einquartierung die vorgeschriebene Fleischration geben zu können. Immer ungestümer wogten die Leute auf dem Hauptwachplatz durcheinander, und alle friedlichen Mahnungen der Bürgergrenadiere waren vergeblich. Grimmig sahen die Männer unter ihren Bärenmützen hervor, doch nur gutmütig mahnten sie: „Aber so geht's doch hoam, ös Leuteln! Was wollt's denn da? Ziag'n jo eh ab die Franken, kienen jo nöt furtreiten, wann's ös koan Platz nöt macht's."

Dazwischen gellten Schreie von Weibern und Kindern, die, herbeigelockt durch Neugier, in eingekeilter Enge angstvoll aufkreischten. „Schelm, fränkischer Dieb, Naboliumsg'sindel," schrien die Gassenjungen; die Hände fuhren in die Taschen nach den mitgebrachten Kieselsteinen, um sie den verhaßten Franzosen als letzte Liebesgabe nachzusenden. Immer lauter tobte der

Lärm — schon hörte man in der Herrengasse die Trompeten der französischen Reiterei.

Da sprengte Oberst Dobler an der Spitze seiner Bürgerdragoner durch die Sporergasse; ein heulendes Aufschreien, Fluchen und Durcheinanderwogen; die Ständchen wurden zu Boden gerissen, was an Waren noch geblieben, war zertreten; im nächsten Augenblick war der Platz leer. Die Grazer schrien den abziehenden Feinden die fürchterlichsten Schimpfworte und Flüche nach, bis heller Jubel über die Befreiung in hallende Vivatrufe ausbrach.

Erleichtert atmete auch Frau Billerbeck auf und holte ihre hübsche Enkelin wieder heim aus dem roten Krebsenhaus. Doch der Bangnis war noch kein Ende. Am dreizehnten Dezember kehrten die Franzosen noch einmal zurück und rächten sich für den stürmischen Abschied, indem sie noch ungestümer ihre Forderungen durchsetzten; sie versuchten diesmal sogar die Schloßbergfestung zu zerstören und fügten den Bauwerken schweren Schaden zu.

Wenn auch der Indische Papagey von der Lagerseuche, die allenthalben in der Stadt wütete, verschont blieb, so verlief doch auch in diesem Haus Weihnachten als trauriges Fest. Die Großmutter litt so hart unter der Furcht vor dem Chevalier, daß sie darüber versäumte, für die Enkelinnen Christgeschenke zu besorgen. Vetter Gottfried und auch Wagner vergaßen es aber trotz der aufgeregten Zeit nicht. Wagner hielt für jedes der Mädchen einen kleinen Schmuckgegenstand bereit; Renate bekam ein schönes Ringlein, dessen blitzende Steine sie am Christabend freundlicher blicken ließen. Hochbeglückt steckte Brigitte ihre kleine, gewundene Schmucknadel an das Brusttuch.

Vor Neujahr verkündeten die Kirchenglocken endlich den Frieden von Preßburg. So sehr ihn die Grazer bejubelten, es lebten doch auch Männer unter ihnen, die traurig darüber einander zuraunten, daß Österreichs Herrscher große Opfer bringen mußte, um Napoleon zufriedenzustellen.

Zum letztenmal zog Vetter Gottfried seine Uniform an; das Bürgerkorps war von der Generalität eingeladen worden, der großen Friedensmesse in der Domkirche beizuwohnen. Auf dem Musikchor standen als Kirchensängerinnen die Billerbeckmädeln. Ein glänzendes Bild bot der französische Generalstab. In den rückwärtigen Bänken saßen auffallend gekleidete Damen, die heute züchtig die Hände falteten, die lebhaften Augen auf französische Gebetbücher senkend. Ein Grazer Spaßvogel wollte bemerkt haben, daß manch eine von ihnen das Buch verkehrt in der Hand gehalten. In diesen, dem heiligen Ägidius geweihten Räumen erschallten laute Kommandorufe der Franzosen, hellauf schmetterte ihre türkische Musik: Friede ist es, Friede!

Nach Neujahr zogen die letzten Soldaten ab. Bald blickte wieder die Schloßbergfeste wie verschlafen herunter auf die Stadt; dichter Schnee war gefallen, den Uhrturm mit seinen eckigen Holzgängen deckte eine weiße steirische Zipfelmütze. Deutlich hörte man unten auf dem stillen Hauptwachplatz das viertelstündliche Abrufen der Streifwachen. Neben dem großen Schneemann, der einen Frankenhut auf dem Haupte trug, fuhren jauchzend die Schulbuben mit Schlitten über den aufgehäuften Schnee. Friedlich standen bei den Lauben des reich ornamentierten Lugeckes die spärlichen Lohnkutscher und Sänftenträger. An der Schranke des

Rathauses wehte wieder die schwarzgelbe Fahne. Zu Mittag zog die Wachtparade auf, und abends wirbelten die Trommeln zum Zapfenstreich. Manchmal wurde in früher Morgenstunde eine hölzerne Schaubühne aufgestellt; irgendeinem kettenbeladenen Sünder wurde da von einer schwarzgekleideten, bezopften Magistratsperson mit feierlicher Stimme das Todesurteil vorgelesen, oder, zur Enttäuschung der herbeigelaufenen Menge, eine Kerkerstrafe angekündigt.

In den Vormittagstunden bevölkerten den Platz die Obst- und Gemüseverkäuferinnen; stundenlang besprachen die Damen der Stadt mit den Jungfern Köchinnen die Leiden und Beschwernisse der vergangenen Franzosenplage. Manch eine rühmte sich: „Hab's den fränkischen Musjöhs scho zoagt, daß mit aner Grätzer Fratschlerin net guat anbandl'n is!"

Im Indischen Papageyen hörte man durch die drei Stockwerke wieder das klingende Lachen der fröhlichen Billerbeckmädeln; die Großmutter war weicher geworden, sie drückte manchmal ein Auge zu, wenn eine Arbeit minder genau gemacht wurde, als es sonst das strenge Hausrecht gebot. Auch kleine Familienunterhaltungen besuchte sie mit ihren Enkelinnen, und am Faschingsonntag gab es sogar beim Herrn Rechnungsrat Flinserl einen Hausball. Magister Hatzinger von der Hofapotheke begann, sich um die hübsche Sabine zu bewerben, doch der schien der Sohn des Gewürzhandelsmannes Wölbler aus der Murvorstadt besser zu gefallen.

Vetter Gottfried unternahm im Februar eine Geschäftsreise ins Venezianische. Das Geschäft hatte dort Außenstände, und man mußte trachten, wieder zu Bargeld zu kommen. Nach vielen Klagen über den Mangel an frischem Bier schrieb der Vetter Herrn Wagner:

„Sagen Sie auch der Agerl einen schönen Gruß. Ich bin landaus, landein durchs Lombardische gereist, aber so einem zuwideren, klunzenden Frauenzimmer bin ich nirgends begegnet.“

Die alte Köchin lächelte süßsäuerlich: „Ja, ja! Vor dem Hund heißt's Herr Hund und hinter ihm du Hund.“

Herr Wagner benützte die gemeinsame Nachmittagsjause, um noch ein halbes Stündchen bei den Mädchen sitzen zu bleiben; das war alles, was er für die Werbung um Renate seiner Schüchternheit und seinem Geschäftseifer abrang. Nur die Billerbeckmädeln beteiligten sich an diesen Unterhaltungen. Renate sah selten von ihrer Tasse auf oder sagte hochmütig: „Ja freilich, in Ihrer Großstadt Hartberg mag das so sein, in unserem Grätzer Krähwinkel ist's eben anders.“ Dann verteidigte Herr Wagner sein mauerumschlossenes Heimatstädtel, das noch tief im Schlafe des romantischen Mittelalters lag.

Herr v. Findeisen, ein älterer Rentner, durch die Tanzabende beim Maître Faibleur auch der Großmutter bekannt, lauerte den Mädchen auf, als sie im März wieder hinausgingen zum Hugenottenstöckel; manchmal begleitete er sie eine Strecke Weges und bot ihnen aus einer runden Achatdose Zuckerln an, von denen Tilde behauptete, sie schmeckten nach Schnupftabak. Des Junggesellen modische Kleidung rief die Spottsucht der Mädchen wach. Nur Renate fand seinen fliederfarbenen Kragenmantel, die gelben Stulpenstiefel mit den grünen Quasten, sogar den weißen Zylinderhut „magnifique“.

„Wenn man dem ausgestopften Storch vom Lusthäusel der Demoiselles Stackelberg Kleider anziehen möcht', tät' er grad' so aussehen,“ meinte Gittel lachend.

„Aber der Herr v. Findeisen ist ein sehr vermögender Mann. Im schönsten Alter, sagt die Agerl," eiferte Renate.

„Ach ja, im schönsten Alter! Die Zahnderln werden ihm schon wacklig, und wenn er unter den Stieferln nicht drei Paar Waderlstutzen tragen tät, so möchten die allein spazieren gehen," neckte Sabine.

„Ach, was wißt denn ihr, was elegant und à la mode ist. Hält der Herr v. Findeisen bei der Großmutter um meine Hand an, ich nehm' ihn tout de suite."

Als im Mai von dem fünfzigjährigen Junggesellen ein mit roten Oblaten verklebtes Brieflein kam, worin er sich die Ehre gab, um die Hand der Demoiselle Flot de Val zu bitten, ließ die Großmutter Herrn Wagner in das Wohnzimmer heraufholen.

„Nun? Wie steht es mit Ihnen und meiner Enkelin?"

„Ach, es will nicht vorwärts gehen. Jungfer Renate antwortet entweder gar nicht oder so schnippisch, daß ich bald nicht mehr den Mut finde, sie immer wieder anzusprechen."

„Mein lieber Herr Wagner, Herr v. Findeisen, dies Schnittel auf allen Suppen, bittet mich in dem Briefe da um Renates Hand."

Herr Wagner wurde blaß.

„Ich will Ihnen Gelegenheit geben, um Renates Liebe zu werben, obwohl ein Wort von mir gewiß genügen möchte, Ihnen ihr Jawort zu verschaffen."

„Da sei Gott vor, Frau Prinzipalin! Ein erzwungenes Ja würde mich nimmer beglücken."

„Ach, wer wird denn so empfindsam sein? Nun, wie Sie wollen. Wir werden morgen einen Ausflug zum Landgut meiner Verwandten in der Graben-

vorstadt machen; auf dem Heimweg können Sie mit Renate sprechen. Nur Mut, mein lieber Herr Wagner, dem Schüchternen wurde noch selten Frauengunst zuteil."

Herr Wagner seufzte.

Nächsten Nachmittag gingen die Mädchen an der Dreifaltigkeitssäule vorüber; beim alten Weißgerberhaus „Zu den zwei blauen Böcken" blinzelte Renate unter dem weißen Bürgerhäublein empor, oben lag Herr v. Findeisen am Fenster, in einen türkischen Schlafrock gehüllt. Gerne wäre er den kichernden Mädchen gefolgt, aber Frau Billerbeck, die ihm noch nicht geantwortet, wandelte hinter ihnen her; er mußte sich begnügen, nachzublicken, wie die rosafarbenen Sommerkleidchen durch das Sacktor verschwanden.

Über die Torbrücke schreitend, wanderten die Spaziergänger längs des Schloßberges dahin, dessen kahle Felsen oben die mächtigen Festungsmauern trugen; alte, breitgiebelige Häuschen lagen an der Straße, steile Treppen führten zu winzigen Gärten empor. Links über dem breiten Murfluß ragten maiengrüne Waldhöhen, mitten darin lag über dunklen Fichtenhöhen das Schloß Gösting. In den Weingärten des Reinerkogels blühten rosenrote Pfirsichbäume, im Tale waren die Kirschen wie große Myrtensträuße anzusehen; König Mai bestickte die Wiesen mit farbigen Tupfen, und in den Buchenwäldern des Rosenberges schrie der Kuckuck. Lachend schüttelten nach jedem Vogelruf die Mädchen das Geld im Strickbeutel und fragten nach einem Freiersmann.

Die Verwandten begrüßten herzlich die Gäste aus der Stadt, und bald saßen sie am gedeckten Tisch unter der blühenden Kastanie. Herzblumen leuchteten von

den Gartenbeeten, stolze Kaiserkronen und blaue Schwertlilien; der Flieder ergoß seine duftende Pracht über weiße Schneeballen und gelbe Dukatenröslein.

Jauchzend setzten sich die Mädchen in die große Schaukel und tollten wie Kinder über den jungen Rasen.

Zum Nachtmahl fanden sich Vetter Gottfried, Herr Wagner und der Kaufmannsohn Wölbler ein. Auf dem abendlichen Heimweg ging Frau Villerbeck mit dem Vetter voran. Tilde hielt Brigitte umfaßt; sie sangen empfindsame Lieder.

Schneeige Blütenbäume hingen über hohe Gartenmauern, hinter denen bescheidene Landhäuser der Bürger oder auch alte Adelsitze lagen. War es ein Wunder, daß in dieser mondbeglänzten Frühlingsnacht zwei junge Männer tief in hübsche Mädchenaugen sahen und den Mut fanden, Fragen fürs Leben zu tun? Während Sabines Lippen dem jungen Heinrich Wölbler die beglückende Antwort in einem zarten Kusse entgegenhauchten, war Renate minder gefügig. Wohl legte sie nach einem scherzhaften Befehl der Großmutter ihr Händchen auf den Rockärmel des Herrn Wagner, doch als er wagte, es innig zu drücken, riß sie sich los. „Lassen Sie diesen Unsinn!“

„Unsinn, liebste Renate? Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, mit Ihnen durch diese schöne Maiennacht zu wandern, wo alles von Liebe und Glück erzählt. Jungfer Renate, könnten Sie mich nicht ein wenig liebhaben?“

Durch die Stille der Nacht und das Rauschen der Mur hallten neun Schläge vom Uhrturm des Schloßbergs; Renate blieb stehen. „Hören Sie, Herr Wagner? Wenn einmal die große Schloßberguhr zu uns auf den

Hauptwachplatz herabkommt, dann will ich Sie liebhaben und Ihre Frau werden, eher nicht! Gestehen Sie es, nur weil die Großmutter es wünscht, haben Sie die Frechheit, mir von Ihrer Liebe zu sprechen? Aber vergessen Sie nicht, daß ich eine Flot de Val bin und Sie nur ein armer Pfefferklauber!"

Renate lachte und eilte ihren Basen nach, die eben Herrn Wölbler und seiner glücklichen Braut zur Verlobung gratulierten.

So sehr die Großmutter über die Verlobung Sabines erfreut war, so tief betrübte sie die Abweisung ihres Lieblings, des Herrn Wagner.

Eine kleine Verdrießlichkeit gab es noch, als sie Renate den Antrag des Herrn v. Findeisen mitteilte. In ihrer Weise sagte Renate: „Ich will es mir überlegen, ich bitte die Frau Großmutter um drei Tage Bedenkzeit." Als sie dann Sabine von der Werbung erzählte, sagte ihre Vertraute geringschätzig: „Aber, Reni, du wirst doch nicht im Ernst diesen Skaramutzel heiraten wollen? Weißt du denn nicht, daß Herr v. Findeisen zwei alte Schwestern im Haus hat, die so geizig sind, daß sie an den Fasttagen der Köchin die Bohnen in den Topf zählen? Er besitzt sechs Häuser und hält sich die Grätzer Zeitung mit zwölf Teilhabern!"

„Weißt du das gewiß, Binerl?"

„Gewiß. Gestern haben es doch die Verwandten der Großmutter erzählt."

Sinnend sah Renate zu Boden. Sabine wußte noch mehr über den Freier: „Jeden Tag könntest du dann über die Große Schanz spazieren gehen, rechts die Tant' Nani und links die Tant' Fani. Renerl, der reinste Essigkrug könntest du werden."

„Aber der Herr v. Findeisen ist doch so ein eleganter

Mann! Seine gelben Nankingpantalons gefallen mir so sehr!“

„Dann laß dir doch vom Schneidermeister Federl solch gelbe Pantalons machen, deshalb mußt du wirklich nicht heiraten.“

Immer nachdenklicher wurde Renate; da wäre es am Ende wieder nichts mit der ersehnten Freiheit? Ach, sie wollte doch fortkommen von der Großmutter, die ihre Enkelinnen so fleißig zur Arbeit anhielt. Wer weiß, ob es bei den geizigen Schwestern des Herrn v. Findeisen nicht auch Arbeit gab?

Renate entschloß sich, der Großmutter zu sagen, daß sie die Werbung des Freiers nicht annehme. Befriedigt schrieb Frau Billerbeck ein wohlabgefaßtes Schriftstück, worin sie für die ihrer Enkelin zugedachte Ehre ergebenst dankte.

Im August dieses Jahres wurde Sabine Heinrich Wölbler angetraut; als erste verließ sie den fröhlichen Mädchenkreis, um in das Elternhaus ihres Gatten, jenseit des Flusses, zu übersiedeln. Ihre Schwiegermutter wollte das Regiment in der Wirtschaft nicht gleich aufgeben, so blieb der jungen Frau noch genügend Zeit, ausgiebige Besuche im Indischen Papageyen zu machen. Schon im nächsten Frühjahr wurden die Besuche seltener, seit Heinz Wölbler zur Welt gekommen war, der erste Urenkel, den Sabine mit Stolz der Großmutter zeigte. Die Mädchen fanden ihn reizend und schleppten den dicken Buben im Sommer mit hinaus zum Hugenottenstöckel. Unaufhörlich hatten sie ihn zu herzen und zu küssen. Daß der Herbst kam und der Winter verging, merkte man kaum in diesem Jahre.

Eine merkwürdige Hoffnung und Zuversicht lebte

in allen steierischen Herzen im Jahre 1808 auf, als Erzherzog Johann, der Bruder ihres Monarchen, die Errichtung einer bewaffneten Landwehr übernahm, zu der sich Freiwillige aus allen Ständen meldeten.

Heinrich Wölbler brachte eines Tages seiner Gattin Sabine einen schwarzen, runden Landsturmhut, mit der weiß-grünen Kokarde geschmückt, und sagte: „Schau, Schatzerl, was ich mir da gekauft hab'."

„Gekauft hast du das? Ja, willst du denn zu einer Maschkerad' gehn?"

„Das nicht. Aber einer Maschkerad' wollen wir ein End' machen. Dem Napoleon wollen wir die falsche Kaiserkron' vom Kopf reißen."

„O Jegerl! Was wollt denn ihr armen Steirer gegen den mächtigen Kaiser ausrichten?"

„Wenn unser Prinz Johann vorangeht, da werden wir schon den gallischen Fuchsen jagen! Gelt, Binerl, der Hut steht einem ehrlichen Steirer gut zu G'sicht?"

Das frischrote Antlitz des hübschen Mannes sah sie mit blitzenden Augen an. „Ja, aber Heinrich! Was soll denn das heißen?"

„Das soll heißen, Madame Wölblerin, daß ich zum Grätzer Landwehrbataillon gehör'. Mit Herz und Hand will ich kämpfen für unser Landel, damit der kleine Bub da in der Wiegen einmal in seinem deutschen Vaterland leben darf."

„Aber Heinrich, du wirst mir doch kein Soldat werden wollen? Am End' willst gar Leut' totschießen?"

„Ja, Schatzerl, das will ich. Je mehr Franzmänner umkommen, um so besser ist es für uns Österreicher."

„Um Gottes willen, Heinrich, ich bitt' dich, nimm doch den schwarzen Hut vom Kopf. Nein, nein! Das

erlaub' ich nicht, daß du ein Soldat wirst. Ich will's nicht, hörst du?"

Etwas beschämt legte der junge Ehemann den sechs Zoll hohen Hut auf den Tisch und näherte sich kleinlaut seiner Frau: „Aber, Schatzerl, so sei doch nicht gleich so rabiat. Geh, gib mir ein Busserl und sei wieder gut!"

„Nein! Wenn du mich so erschreckst, mag ich dich kein bissel mehr. Versprich mir, daß du nicht zur Landwehr gehen wirst!"

„Versprechen? Nein, Sabine, das tu' ich nicht."

„Was? Du willst nicht?"

„Nein, ich will nicht." Und zum erstenmal schritt der junge Ehemann aus der Tür, ohne seine Frau zu küssen.

In helle Tränen brach Sabine aus und lief nachmittags, als ihr Heinzerl schlief, hinüber in den Indischen Papageyen.

Ihre Basen saßen in der Wohnstube im zweiten Stockwerk und nähten. Tilde hielt seufzend in der Arbeit inne. „Das ist grad' recht, daß du kommst, liebe Binerl. Geh, hilf uns! Die Falbeln sind so mühselig zum säumen, das reinste Mäuserlmelken."

Die junge Frau in einem sehr hübschen, kurztailligen Grosgrainkleide, setzte sich neben Renate, bereitwillig Nadel und Faden ergreifend. Sprudelnd erzählte sie den vormittägigen Ehestreit. Renate meinte gleichgültig: „Die Großmutter wird dir gewiß recht geben. Sie ist ja so ein feiges Frauenzimmer!"

„Aber Reni!" verwies Gittel, „wie kannst du denn so was sagen?"

„Nun, habt ihr heute beim Mittagessen nicht gehört, wie Herr Wagner begeistert über die steirische Landwehr redete? Was hat da die Großmutter gesagt?

Sie haben höhere Pflichten, Herr Wagner, Sie können da nicht mittun. Rein lachen muß ich! Natürlich die Pfeffersäck und die Ölfasserln möchten ja davonlaufen, wenn sie der ehrenwerte Herr Geschäftsführer nicht jeden Tag zählen und einschreiben tät. Am liebsten möcht' ich selber einen Säbel und den Landwehrhut nehmen und hinausstürmen in die Welt, um dreinzuschlagen."

Renate hieb glänzenden Auges mit dem Ellenmaß auf einen eingebildeten Feind. Die weißen Batistfalbeln schlangen sich ihr um den Leib, daß die Mädchen erregt herumsprangen, um die lichte Pracht zu retten.

„Nun, was ist denn da wieder los? Natürlich die Renate! Hab' ich den feinen Batist dazu gekauft, damit du ihn zertrittst?" Die Großmutter half die weißen Schlangen loswinden; die Mädchen brummten auf die Missetäterin.

„Frau Großmutter, denken Sie nur, mein Heinrich will zur Landwehr."

„Schau, das ist brav! Da kannst du, liebe Sabine, stolz sein auf so einen wackeren Mann."

„Aber, aber Frau Großmutter! Ganz desperat bin ich darüber."

„Warum denn? Bist du denn keine Patriotin? Kein echtes Steirerkind?"

„Aber ich will nicht meinen einziggeliebten Mann hergeben."

„Mein liebes Kind, wir Österreicher werden bald noch viel mehr hergeben müssen, wenn wir uns nicht endlich gegen den korsischen Übermut wehren. Diesmal geht's um unser Vaterland, um unsere deutsche Steiermark."

„Wie die Frau Großmutter auf einmal spricht!" kam Renate der ratlos dreinsehenden jungen Frau zu

Hilfe. „Erklärten Sie heute mittag Ihrem Liebling, Herrn Wagner, nicht ausdrücklich, daß er bei der Landwehr nichts zu suchen habe, sagten Sie nicht, er habe höhere Pflichten?“

„Jawohl, das ist auch so, Heinrich Wölbler ist unabhängig. Zieht er ins Feld, so sind Frau und Kind bei seinen Eltern wohlgeborgen. Herr Wagner aber ist die einzige Stütze einer alten Frau und dreier unmündiger Mädchen. Verlieren wir ihn, so stehen wir vor dem Ruin; denn der Vetter ist alt und versteht nichts von den Vermittlungsgeschäften. Ich will mit Freuden zwölf Landwehrmänner auf meine Kosten ausrüsten, wenn nur der Herr Wagner dem Indischen Papageyen erhalten bleibt. Liebe Sabine, ich hoffe, du wirst als echte Patriotin handeln. Unser Herrgott wird dir dein Liebstes, den Vater deines Kindes, durch seine Engel beschützen.“

„Amen!“ flüsterte die junge Frau und küßte gerührt und ergeben der Großmutter die Hand.

Als Frau Billerbeck aus dem Zimmer gegangen war, blieb es eine Weile still. Dann fragte Renate: „Ich verstehe nicht, warum die Großmutter so dagegen ist, daß die Steiermark fränkisch wird?“

„So?“ rief Gittel, „du sähest es wohl gern, wenn wir dem Räuber Napoleon die Hand küssen müßten?“

„Ach was! Die Franzosen sind doch feiner und gebildeter als ihr langweiligen Steirer.“

„Du, Renerl, schimpf' mir über die Steirer nicht, sonst mögen wir dich gar nimmer. Bist doch auch eine Steiermärkerin.“

„Ich? Nein! Ich bin eine Flot de Val — eine Untertanin des Kaisers Napoleon, der mit seinen Adlern die ganze Welt erobert.“

„Eine undankbare Schneegans bist du! Im Billerbeckhause bist du aufgewachsen. Dein fränkischer Vater hat sich noch nie um dich gekümmert. Wer weiß, ob er noch lebt?" fügte Sabine hinzu.

Ja — er lebt noch! Dieser Gedanke brannte Tag und Nacht in Renates Herzen. Einmal, als sie es gewagt, die Großmutter darum zu fragen, war ein sichtbarer Schreck auf dem faltigen Antlitz zu sehen gewesen. Gleich darauf erwiderte sie hart: „Ich hoffe, er ist tot, es wäre besser für dich. Mein Kind, frage nicht mehr danach."

Sabine bereute es schon, Renate gescholten zu haben, die still dasaß und traumverloren vor sich hin schaute.

„Geh, Renerl, sei nicht bös über das, was ich dir vorhin sagte. Schau, es geht dir doch nicht schlecht bei der Großmutter. Sind wir doch alle vier so arme Waisen, ohne Vater und Mutter. Mußt halt heiraten, wenn's dir bei uns nimmer behagt. Die Gittel und die Tildel bleiben schon noch ein wenig da bei der Großmutter."

Renate spöttelte: „Vielleicht den Ritter Georg vom Indischen Papageyen? Den Schutzengel einer alten Frau und dreier unmündiger Mädchen? Merci bien! Hab' gar keine Lust, Madame Wagnerin zu werden."

„Es wär' aber ein großes Glück, liebe Reni," sagte Tilde, „du bliebst dann im lieben, alten Billerbeckhaus, und Gittel und ich brauchten an keinen Mann zu denken."

„So? Ich soll wohl für euch alle ein Austragstüberl einrichten? Fällt mir nicht ein, das kann die Gittel tun, wenn sie dazu Lust hat."

Brigitte säumte schon längst wieder fleißig an den Falbeln weiter. Sie senkte ihr Köpfchen mit den blonden Flechten noch tiefer, als sie sagte: „Wenn er mich

nur wollte, der Herr Wagner! Glücklich wäre ich, seine Hausfrau zu heißen."

Die scherzenden Lippen verstummten. Alle sahen auf Brigitte; sie mochten ahnen, daß diese ein Herzeleid hege, an das man mit keinem Worte rühren durfte.

Heinrich Wölbler trug schon einige Monate seinen grünen Landwehrrock. Als der Frühlingswind die Wege getrocknet, stand Sabine mit dem kleinen Heinzerl an der Hand auf dem Walle vor dem Schanzgraben und sah den Übungen der freiwilligen Soldaten zu. Unablässig wurde getrommelt. Die Schuljungen liefen herbei und taten es ihren Vätern nach, mit hölzernen Schwertern und Papiertschakos.

Die Frauen der Murvorstadt sammelten für eine seidene Fahne, die der fünften Kompanie gespendet werden sollte. Eifrig beteiligten sich die Billerbeckmädchen beim Sticken; die geschickten Nonnen des Ursulinenklosters unterwiesen sie darin.

Am 24. März 1809 fand auf der Großen Schanz vor der alten Ritterordenskirche am Lech ein großes Fest statt. Der geliebte Erzherzog übergab die geweihten Fahnen den freiwilligen Bataillonen. Manches Frauen- und Mutterauge feuchtete sich bei dem Gedanken, daß Österreich vor einem neuen Kriege mit Frankreich stehe und dieses Mal allein, ohne Bundesgenossen. Steirisches Jauchzen und tosender Jubel erklang, als zum ersten Male die neuen Feldzeichen, unter Musik und Trommelwirbel, den sechstausend Freiwilligen vorangetragen wurden.

Regen und Stürme sandte der launenhafte April, als die wackeren Landwehrmänner am Ostersonntag aus der Hauptstadt abzogen. Auf dem kleinen Wägel-

chen, von der faulen Gretel gezogen, gaben ihnen die junge Frau Wölbler und die Billerbeckmädeln das Geleite in die Karlau. Dort waren die Generalität und Stabsoffiziere des Regimentes Strassoldo versammelt. Noch einmal spielte die Bürgerwehrmusik die alten, steirischen Weisen, dann gab es ein letztes Umarmen.

„Grüß mir den Heinzerl, die lieben Eltern und die Großmutter, behüt dich Gott, Schatzerl!" Der Unteroffizier Wölbler winkte noch einmal seinem Frauchen zurück.

Sabine und ihre Basen schluchzten noch eine Weile in ihre Taschentücher, dann fuhr sie das alte Pferd wieder in den Indischen Papageyen zurück.

Stumm marschierten die Landwehrmänner durch den Kot der trübseligen Straßen; über den Radlpaß ging es hinüber in das Drautal. Heftiges Schneegestöber ließ ihnen ihren neuen Beruf gleich im trübsten Lichte erscheinen, und manch einer sehnte sich zurück nach dem Quartier in der Grazerstadt, wo ihn nach des Tages Mühen warmes Essen und eine weiche Liegestatt erwartet hatten. Seufzend schoben sie die schwere Last auf dem Rücken höher und wischten sich über das tropfnasse Gesicht.

Tapfer haben sich später die steirischen Landwehrmänner unter ihrem Erzherzog in Italien gehalten, wenn auch Uniform und Ausrüstung recht mangelhaft waren.

Der Erzherzog meldete von Unteritalien Sieg auf Sieg; die Gemüter der Grazer waren in hoffnungsvollster Stimmung. Man gab mit offenen Händen den Hinterlassenen der Eingerückten und besah sich im

Theater der Landstände die Wohltätigkeitsvorstellungen kunstliebender Dilettanten. Ängstlichere Gemüter kauften sich gedruckte Kriegsgebete oder verfolgten die spärlichen Nachrichten in der Grazer Zeitung über den erfolgreichen Aufstand der heldenmütigen Tiroler.

Eines Vormittags stand Frau Billerbeck unter der Geschäftstüre, gedankenvoll zum „Großen Christoph" hinüberblickend. Drüben beim engen Murtore blies der Postillion einer eben eingetroffenen Extrapost, der Vorreiter knallte mit der Peitsche, der sechsspännige Wagen hielt vor dem Indischen Papageyen, ein Herr sprang heraus und rief noch einige Worte in das Wageninnere zurück, dann winkte er dem Schwager Postillion, in die Schmiedgasse einzubiegen. Den eleganten, weißen Reisemantel um die Schulter schlagend, trat der hochgewachsene Mann in den Laden und begehrte Frau Billerbeck zu sprechen.

Neugierig gafften die Lehrbuben. Ihre Prinzipalin war sofort, als der Fremde eintrat, in den Glasverschlag zu Herrn Wagner geflüchtet. Zitternd umfaßte sie sein Handgelenk. „Mein lieber Herr Wagner, führen Sie den Herrn draußen hinauf ins Vorderzimmer. Ich muß ihn allein sprechen."

Zögernd begab sich der Geschäftsführer in den Laden. Der Fremde trat auf ihn zu und sagte hochmütig: „Ich wünsche zu sprechen Madame Billerbeck, sofort."

„Bitte, mit wem habe ich die Ehre?"

„Das ist Nebensache. Wo ist Madame? Führen Sie mich zu ihr!"

„Ich bitte, mir zu folgen."

Als die beiden an der Treppe standen, winkte der Fremde auf die einladende Gebärde Wagners und ließ

ihn voranschreiten. Der Geschäftsleiter wußte nur zu gut, wer der Besuch war, er wollte durch seine Fragen für Frau Billerbeck Zeit gewinnen. Und ebensogut kannte der Herr den Weg über diese Treppe, die ihm aus seinen Knabenjahren noch ebenso wohlbekannt war wie der Geruch des Kaufmannshauses, der scharfe Duft des Kaffees, des Lorbeers und der Gewürze. Langsam stieg Wagner voran, umständlich öffnete er die Türe des Speisezimmers und dann jene zum Vorderzimmer. Nahe den Fenstern zwischen zwei hohen Lehnstühlen stand Frau Billerbeck. Ihre zitternde Rechte schob die Falbelhaube zurecht, die andere wies auf einen Sessel, die Füße wollten sie kaum mehr tragen.

„Madame, welch frohes Wiedersehen!"

Ein tiefer Seufzer war der Greisin Antwort.

„Oh, ich bin nicht willkommen? Sie haben vergessen le pacte, welchen wir haben gemacht? Es ist drei Jahre und ich habe noch nicht empfangen den Preis für meine Geduld, meine Nachsicht. Madame werden die Güte haben, mir jetzt zu geben mein Kind und das Geld. Nicht wahr?"

„Herr Chevalier, ich war pünktlich am 1. Dezember 1805 draußen im Hugenottenstöckel. Es war nicht meine Schuld, wenn Sie das Geld nicht entgegennahmen."

Blitzschnell kam Frau Billerbeck ein Gedanke, sie ließ ihr Gegenüber nicht aus den Augen und sagte rasch: „Daß Sie damals nicht kamen, war mir sehr unangenehm, denn auf der Heimfahrt überfielen mich fränkische Soldaten. Sie raubten mir das Portefeuille mit dem Gelde."

„Diantre! Die Schufte! Aber es ist nicht wahr, die Räuber wurden verscheucht."

Die Augen niederschlagend, erwiderte Frau Billerbeck: „Es ist schade um das viele Geld!“

„Wie? Man hat es Ihnen wirklich genommen?“

„Ja!“ klang es leise.

„Oh, ich werde zu finden wissen die Briganten! Wie haben sie ausgesehen?“

Noch einmal log Frau Billerbeck: „Es waren ihrer vier, sie trugen rote Pantalons und gelbe Röcke.“

Der Fremde fuhr auf: „Sie irren sich! Es waren Dragoner vom siebenten Regiment.“

„Ah! Herr Chevalier sind ja sehr gut unterrichtet.“

Flot de Val biß sich auf die Lippen. Er hatte einen Teil seines Einsatzes verspielt, er konnte ihn nicht mehr rückgewinnen, ohne das wichtigere Spiel zu gefährden, seine Tochter Renate mit gutem Willen aus dem Hause Billerbeck zu bringen.

Trotz der Enttäuschung lächelte er verbindlich: „Ich sagte das nur so! Eine Uniform, wie Madame sie gesehen haben will, gibt es nicht in der Armee unseres Kaisers.“

Frau Billerbeck war nun gewiß, daß die Räuber von ihrem Schwiegersohn gedungen gewesen waren. Noch blässer geworden, lehnte sie sich im Stuhl zurück.

Der Chevalier sagte finster: „Pardonnez, meine Zeit ist gemessen. Ich bitte mir zu rufen das Kind.“

„Wozu, Chevalier Flot?“

„Eh bien, ich will Renée mit mir nehmen. Hat nicht le pacte so gelautet?“

Wieder schloß die alte Frau die Augen; dann faltete sie bittend die Hände: „Jérôme, bei dem Andenken an meine arme, teuere Maxe, die Sie einst liebten, flehe ich: Lassen Sie mir meine Enkelin! Ich werde nicht lange mehr leben.“

„Ich bedaure lebhaft, nicht entsprechen zu können Ihrem Wunsche.“

„Jérôme, ich habe vorhin gelogen. Das Geld ist mir nicht gestohlen worden, ich habe es noch. Warten Sie, ich will es holen.“ Frau Billerbeck erhob sich.

„Madame, wollen Sie sich geben keine Mühe. Ich brauche jetzt kein Geld. Ich habe gemacht ma fortune, durch eine reiche Heirat. Meine geliebte Rosemonde wünscht mit sich zu nehmen unsere Tochter.“

„Großer Gott!“ flüsterte die gequälte Greisin.

Flot de Val klopfte ungeduldig mit dem flaschengrünen Lackhut gegen das Sesselbein. „Madame, ich habe es satt zu sprechen, es fatiguirt mich. Ich bitte zu rufen meine Tochter.“

Frau Billerbecks Gedanken verwirrten sich für einen Augenblick. Sollte sie niederknien und den Unmenschen um Erbarmen anflehen? Vielleicht bot sich ein Ausweg. Wie wäre es, wenn sie Renate selbst die Wahl überließe? Von den ersten Lebensjahren an hatte sie das Kind gepflegt. Vielleicht war es dankbar genug, um sich zu weigern, mit dem fremden Mann zu gehen?

„Eh bien, ich warte!“ mahnte der Chevalier.

„Ich will Renate holen, sie soll selbst entscheiden.“ Langsam ging Frau Billerbeck aus dem Zimmer.

Flot de Val sah sich um. Das war noch dieselbe grüne Tapete mit den bunten Feldblumensträußchen, dieselben blütenweißen Mullgardinen hingen in regelmäßigen Falten auf den glänzend gebohnten Fußboden. Dort in jenem messingbeschlagenen Sekretär pflegte der alte Kaufherr sein Geld zu verwahren. Der Chevalier meinte ihn noch vor sich zu sehen, wie er ihm am Tage vor der Hochzeit etwas umständlich

Maxes Mitgift auszahlte. Er erinnerte sich seltsamerweise in dieser Stunde an die Worte des alten Herrn, er glaubte fast den Klang der Worte wieder zu hören: „Es ist gut, wenn ein junger Ehemann sein Geld selbst verwaltet. Es gibt ihm eine gewisse Würde, die für jeden Mann nötig ist, um eine Familie zu gründen.“ Flot de Val zuckte mit den Schultern. Er dachte flüchtig auch daran, wie bald das Geld in lustiger Gesellschaft verspielt und verjubelt gewesen war. Scheu glitten Jérômes Augen an dem Bildnis des alten Kaufherrn vorüber. In feiner Pastellmalerei hing darunter das Bild Maximilianes, in einem Reifröckchen, das bis an die Zehenspitzen reichte, steif gepuderte Locken um die kindlich spitzen Schultern.

Endlich erklangen draußen Schritte. Frau Billerbeck kehrte zurück. Sie hatte die Enkelin kurz unterrichten und beeinflussen wollen, aber es war ihr nicht möglich gewesen, denn vor einer Stunde war Renate zum Rechnungsrat Flinserl hinübergegangen, den Zwillingsschwestern zum gemeinsamen Geburtstag zu gratulieren. So konnte sie nur Herrn Wagner wissen lassen, er möge sie herausrufen, sobald Renate zurückkam.

„Ich bitte zu entschuldigen, meine Enkelin ist nicht zu Hause. Vielleicht wollen Herr Chevalier sich später herbemühen?“

„Ich werde warten, mit Ihrer Erlaubnis.“

In diesem Augenblick hörte man draußen eine helle Mädchenstimme rufen: „Lassen Sie mich, Herr Wagner. Ich weiß selbst, was ich zu tun habe, Sie brauchen die Großmutter nicht herausrufen. Ich will sehen, wer mich zu sprechen wünscht.“

Hastig wurde die Glastüre aufgerissen. Wie ein Sonnenstrahl fiel es ins Zimmer.

Der Chevalier fuhr empor. Unwillkürlich entfloh es seinen Lippen: „Maximiliane!"

Gerade so sah einst seine Braut aus, als er das Jawort von ihren Lippen geküßt, damals an jenem Maienabend im Hugenottenstöckel. Weiß gekleidet war auch Renate, der große Hut hing ihr an einem bunten Seidenband über dem Arm, schwarze Lockenringel umgaben ihr feines, schönes Gesicht. Die stolz geschwungenen Brauen erinnerten an jene des Chevaliers, die großen, blauen Augen an die deutsche Mutter.

Tief knicksend wandte Renate sich an die Greisin: „Oh, Frau Großmutter, Sie haben Besuch?"

„Mein Kind, er gilt eigentlich dir. Sagt es dir nicht dein Herz, wer dieser Herr ist?"

„Oh, mon enfant, ich bin dein Vater!" rief der Chevalier. Seine verlebten Züge überflog ersichtliche Rührung.

„Wirklich?" Renate begann zu zittern, dann warf sie sich in die ausgestreckten Arme Flot de Vals.

Wie erstarrt stand die alte Frau. Also gab es doch eine Stimme des Blutes, die spricht und nicht zu unterdrücken ist?

„Mon Dieu, wie hübsch du bist, mein Kind!" Flot de Val hielt Renate ein wenig von sich, ihr über die dichten Locken streichend. „Renée, ma petite, willst du kommen mit mir? Mit deinem einsamen, alten Vater, der sich sehnt nach der Liebe seines Kindes?" Geziert klang es, wie auf dem Theater. Renates Ohr war nicht fein genug gestimmt, um den unechten Ton zu fühlen, wie auch ihr ungeübtes Auge weder die Falten im Gesicht unter dem Puder noch die schwarzen Lockenringel der Perücke wahrnahm.

Die Großmutter hielt sich mit Mühe aufrecht, dann

sagte sie, um dieser Qual ein Ende zu bereiten: „Renate, dein Vater ist wieder verheiratet. Er wünscht, dich mit sich zu nehmen. Du sollst wählen zwischen uns beiden. Was du hier im Hause an Fröhlichkeit und sorgenlosen Stunden erlebtest, das weißt du. Von meiner Liebe und der deiner Geschwisterkinder wird dein eigenes Herz erzählen und dir raten, wie du zu handeln hast."

„Herr Vater, Sie wollen nicht hier in Grätz bleiben?"

„Vorderhand, mein Kind, gedenken wir zu reisen. Vielleicht nach Italien. Ich habe Geschäfte in Neapel für den französischen Gesandten am Wiener Hofe."

„Was, ich soll reisen? Italien und das Meer sehen? Oh, wann denn? Wann reisen wir ab, Herr Vater? Sofort?"

Der Chevalier lächelte siegessicher: „Sofort, mein Kind, wenn du es wünschest. Wir gedenken nur einige Tage in Grätz zu bleiben."

„Großmutter, ach, hören Sie? Ich soll reisen und so bald schon. Oh, wie ich mich freue! Was werden meine Cousinen sagen? Schnell, Frau Großmutter, sagen Sie mir, was soll ich alles einpacken?" Jubelnd klatschte Renate in die Hände und sah nicht den Schmerz in dem Runzelgesicht der erschütterten Greisin.

„Großmutter, sind Sie mir böse, daß ich fortgehe? Ach, ich komme ja wieder. Ganz gewiß!"

Die alte Frau streckte zürnend ihre Rechte aus. Hochaufgerichtet stand sie da: „Renate, du sollst wählen zwischen mir und diesem Mann. Seinetwegen ist deine Mutter vorzeitig ins Grab gesunken. Wisse, daß kein Schritt von ihm zurückführt in unser ehrsames Haus. Gehst du mit ihm, so verleugnest du auch dein Deutschtum in der Stunde der Gefahr, denn er ist ein Franke!"

„Madame, ich bitte einzuhalten! Es liegt nicht an mir, daß meine Tochter ist erzogen worden in fremder Sprache und Sitte. Aber es ist Zeit, sie zu belehren, daß ihr Vaterland ist la France. Stolz kann sie darauf sein, denn mein Kaiser steht vor den Toren Wiens, und bald wird er auch hier sein!"

Die alte Großmutter schlug die Hände vor ihr Antlitz.

Einen scheuen Kuß drückte Renate auf die runzeligen Finger. Leise, aber entschlossen zog der Chevalier das Mädchen fort: „Komm, ma petite, ich will dich vorstellen meiner Gattin, Madame Rosemonde. Du kannst später zurückkehren, um Abschied zu nehmen."

Schnell schloß Flot de Val hinter sich die Zimmertüre, ohne auch nur einen Blick auf die arme Greisin zu werfen. Damals, als Frau Billerbeck den starren Leichnam ihrer Tochter in den Händen gehalten, meinte sie, daß kein Schmerz dem ihren gleichen könnte. Sie wußte nun, daß noch ein größerer ihr vorbehalten gewesen.

Die Agerl wollte Wasser drüben vom Hauptwachplatz holen, als sie beim Flurfenster dem Arm in Arm herabschreitenden Paar begegnete. Den alten Kupferkessel ließ sie fallen, daß er polternd die Treppe hinabkollerte. „Alle guten Geister!" schrie sie auf, „der Jérôme."

„Grüß Gott, Agerl," rief Renate, übermütig lachend, „jetzt geh' ich endlich fort aus dem langweiligen Papageyen!"

Kein Wort erwiderte die alte Magd, nicht einmal den Kessel hob sie auf; eilends lief sie zu ihrer alten Herrin, um zu fragen, was das bedeuten solle. Als sie

die Glastüre des Vorderzimmers öffnete, lag Frau Billerbeck besinnungslos in ihrem Lehnstuhl.

Im Geschäft hatte Herr Wagner auf die Rückkehr des Chevaliers gewartet. Als er an dessen Arm Renate erblickte, sah er den Vetter Gottfried betroffen an; der schüttelte zornig den Kopf: „Was? Der Gauner, der Filou, der Galgenvogel nimmt unsere Renerl mit? Da muß die Frau Sabin' übergeschnappt sein, wenn das mit ihrem Willen geschehen ist."

Da kam Gittel weinend herbeigestürzt: „Um Gottes willen, unsere Großmutter will sterben. Die Agerl sagt, sie wär' nur ohnmächtig. Geben Sie ihr schnell von dem alten spanischen Wein, Herr Vetter."

Der alte Gottfried Sommersaler schien ratlos; dann raffte er sich auf: „Laufen S' hinauf, Herr Wagner, und sagen Sie mir schnell, was geschehn ist. Ich muß mich ankleiden und dem Herrn v. Flot ein Riegerl vorschieben, denn ich lass' unser Renerl nit in seinen Händen."

Die alte Frau hatte sich etwas erholt; man brachte sie zu Bett. Wagner half dem Vetter in den Sonntagsrock, dann ging Sommersaler eilends seinem Stammgasthause zu.

In der niedrigen, gewölbten, schwarz angerauchten Gaststube zum „Luckerten Löffel" saß der k. k. Polizeikommissär Ignaz Fuhrwanzler. Eben band er sich die Serviette unter das feiste Kinn und begann ein rosig angehauchtes Kalbsohr zu zerschneiden, das würzig auf dem Teller vor ihm duftete. Der Vetter rief ihm zu: „Herr v. Fuhrwanzler, Sie fahnden ja fortwährend nach fränkischen Spionen? Ich weiß Ihnen ein', mit dem können S' Ihnen ein' großen Orden verdienen. G'schwind kommen S' mit mir!"

„Aber ich bitt' Sie, lieber Freund Tegele, ich kann doch jetzt nicht mit Ihnen gehn! Tät mir doch mein Essen kalt werden."

„Ja, wenn Ihnen ein g'sottens Ohrwaschel lieber ist wie ein Orden, dann essen S' halt ruhig weiter."

Der Vetter erzählte ihm die Entführung Renates. Der Kommissär kannte das schöne Mädchen gut, und selbst seinem verfetteten Junggesellenherzen blieb ihr Schicksal nicht gleichgültig. Noch einen wehmütigen Abschiedsblick warf er auf sein appetitliches Gericht und trank rasch die frische Maß Bier hinab. „Also in Gotts Nam', ich bin's. Wohin befehlen der Herr Sommersaler?"

„In die Schmiedgassen; dort ist der Chevalier mit unserer Renerl hingangen."

Rasch schilderte er unterwegs noch die Persönlichkeit des Franzosen genauer. Am Ausgange des schmalen Pomeranzengässels, das der Kommissär fast ausfüllte, blieb Fuhrwanzler stehen; die Hand legte er nachdenklich unter das Doppelkinn, über die Messingbrille den Stammtischgenossen ansehend, brummte er ein übers andere Mal: „Hm, hm! Ja, ja!"

„Aber so gehn S' doch nur weiter, Herr v. Fuhrwanzler!"

„Ja, so g'schwind, wie Sie glauben, geht das nicht."

„So? Warum denn nicht?"

„Ich muß doch erst den Herrn Oberkommissarius fragen, ob ich da ein Recht hab', einzuschreiten."

„Was? Und erzählen S' uns nicht die schönsten Schauerg'schichten über Verhaftungen fränkischer Spione, womit Sie sich um das Vaterland verdient machen?"

„Freilich tu' ich das; aber immer nur mit Genehmigung einer hohen vorgesetzten kaiserlichen Polizeibehörde."

„Na, so gehen wir halt zum Herrn Oberkommissarius. Wo ist er denn?“

Herr Fuhrwanzler zog die große, in einem Schildpattgehäuse wohlgeborgene Uhr: „Halber zwölfe? Da ist der Herr Oberkommissarius im Kälbernen Viertel, beim Frühschoppen.“

Die beiden Männer setzen sich so gut es ging in Trab.

Unterdes spähte Wagner ungeduldig über den Hauptwachplatz. Endlich ertrug er das Warten nicht mehr und ging in die Schmiedgasse. Da hämmerten und lärmten die Meister in ihren offenen Werkstätten, und dort lag der „Wilde Mann“, der vornehmste Absteigegasthof der Stadt. Der Hausknecht meldete, daß die fremden Herrschaften mit einem jungen Mädchen eben abgefahren waren.

„Das war ja die Jungfer Renate aus dem Indischen Papageyen,“ mischte sich eine Stubenmagd in das Gespräch.

„Erst wollt’ sie nicht mit den beiden Damen einsteigen, dann hat ihr der Herr etwas in das Ohr gesagt, da hat sie gelacht, einen Reisemantel, der im Wagen war, zog sie an und Heidi! Grad sind s’ vierspannig davong’saust.“

Wagner lief zum Eisentor. Dort war heute noch keine Extrapost durchgekommen. Beim Neutore fand er beim Schreiber die Pässe eingetragen: Herr Chevalier Flot de Val samt Gemahlin, Tochter und Kammerfrau aus Wien, passiert nach Laibach.

Eine Weile lugte Wagner aus dem rauchigen Torgewölbe. „Die Selchkuchel“ nannten es die Grazer. Da draußen, zwischen den Pappeln zog sich die Landstraße hin: da hinaus war die Liebe seines Lebens ge-

fahren. Ob er sie je wiedersehen durfte? Wer konnte das sagen?

Auf dem Heimweg traf er den Kommissär mit dem Vetter. Als Sommersaler von der Abreise Renates erfuhr, stieß er den Stammtischkollegen vorwurfsvoll in die Seite: „Sehn S', da haben Sie's!" Gemächlich nahm der Beamte eine Prise, zuckte die Achseln und meinte: „Ja, ja! Da kann man halt nix machen!"

Am nächsten Morgen verließ Frau Billerbeck zur gewohnten Stunde das Lager. Ergeben sagte sie: „Ich hab' ja gewußt, daß sie nicht wiederkommen wird. Ich will den Namen der Undankbaren nie mehr hören."

Wieder liefen unruhige Gerüchte durch die Grazer Gassen. Täglich ging der Vetter zum Posthause. Dort, auf den steinernen Stufen, vor dem einzigen Briefschalter der Stadt, standen die Bürger und fragten sich gegenseitig karge Nachrichten ab.

Im Indischen Papageyen schien das fröhliche Lachen der Mädchen verstummt. Stille arbeiteten Gittel und Tilde, besorgt betrachteten sie die Großmutter. Der Vetter hatte es wohl einmal gewagt, Frau Billerbeck Vorwürfe zu machen, daß sie das Mädchen dem Vater ausgeliefert. Ruhig erwiderte sie: „Der Herr Vetter kann mir glauben, daß ich bei den Advokaten der Stadt angefragt habe, ob ich das Kind behalten darf. Man hat mir überall ein Buch aufgeschlagen, und mit dem Finger auf eine Stelle gewiesen, wo es steht, daß das Kind dem Vater eignet, ausgenommen er ist seiner bürgerlichen Ehre verlustig gegangen."

„Und hätt' die Frau Sabin' dem Herrn v. Flot nicht nachweisen können, daß er ein Schelm, ein ausgeschamter Filou ist?"

„Nein, beweisen hätt' ich das nicht können. Nur fühlen kann ich's, daß er ein Teufel in Menschengestalt ist."

„Und unsere Renerl in solchen Händen zu wissen!" jammerte der Alte.

„Fließt auch nur ein Tropfen steirisches Blut meiner Maxe in ihren Adern, so wird sie nicht verloren gehn. Ist sie eine Flot de Val — dann ist alles umsonst. Ich bitt', Herr Vetter, sprechen wir nicht mehr drüber."

Französische Kundschafter schwärmten schon bei Wildon. Bauern trieben requirierte Pferde durch die Stadt und erzählten beunruhigende Geschichten. Die Bürger sahen mit Bangen einer neuen elenden Zeit entgegen.

Wagner, der seine freie Zeit den Landsturmfamilien widmete, versuchte die Magazine auf der Lende zu räumen. Wagen um Wagen brachten Kisten, Fässer und Säcke herein in die Stadt, und bald waren Keller und Speicher des Indischen Papageyen vollgepfropft bis auf das letzte Plätzchen. Gewitzigt durch die ersten Franzoseneinfälle, schleppte man Lebensmittel herbei, soviel man in der Eile vermochte. Vom Erzherzog Johann traf der Befehl ein, den Schloßberg für eine Belagerung herzurichten. Die schweren Verbrecher, die man in der Festung mit Wollespinnen beschäftigte, wurden in Ketten gelegt und auf Fähren murabwärts nach Ungarn gebracht.

Noch einmal bat Wagner Frau Billerbeck um Erlaubnis, sich zur Schloßbergbesatzung melden zu dürfen, und erhielt die Antwort: „Mein lieber Herr Wagner, das dürfen Sie mir doch nicht antun. Was soll denn mit uns Frauen werden, wenn unserer Vaterstadt eine ernste Kriegsgefahr droht? Beim Andenken an meinen

seligen Mann bitt' ich Sie, bleiben Sie bei uns!" So rührende Hilflosigkeit lag in dem faltenreichen Gesichte, daß Wagner schweigend der alten Frau die Hand küßte. Dann meldete er sich für täglich drei Stunden Nachtwache zur freiwilligen Stadtfahne, die den Sicherheitsdienst der Landeshauptstadt besorgte.

Heinrich Wölbler war zur Freude seiner Frau aus Italien heimgekehrt. Eine leichte Schulterwunde machte ihn vorübergehend kampfunfähig. Mit einem Tambour war es ihm gelungen, bei Udine zwei Kanonen zu erbeuten, und das Fähnrichspatent war der Lohn für seine Tapferkeit. Er beaufsichtigte in der Heimat die Schanzarbeiten der Häftlinge oben auf der Festung und stellte sich beim Bergkommandanten für den Fall einer Belagerung.

Die Großmutter hätte es gerne gesehen, wenn Sabine mit dem Enkelkinde aus der unsicheren Vorstadt in den Indischen Papageyen gezogen wäre. Doch die junge Frau wollte ihrem Eheherrn an Tapferkeit nicht nachstehen und blieb bei ihren Schwiegereltern.

Die abenteuerlichsten Gerüchte beunruhigten die Bürger; man versteckte in allen Häusern die Familienschätze. Bald trafen die ersten Wagen mit Verwundeten ein; der Feind mußte die Landesgrenze überschritten haben. Noch wußte man in der Bevölkerung nichts von der Aufhebung der österreichischen Landwehr durch Napoleon, dem am 12. Mai Wien in die Hände gefallen war. Die freiwilligen Soldaten mußten abrüsten oder fliehen — die letzte Hoffnung der Steirer war zerstoben. Schon waren Mariazell und der Semmering von den Feinden genommen; die Post blieb aus, und das Schlimmste stand erst noch zu befürchten.

Vetter Gottfried ging betrübt umher; seinen Dienst bei der bürgerlichen Reiterei legte er wegen seiner Wohlbeleibtheit endgültig nieder, und nun kam er sich unnütz vor bei den Kriegsvorbereitungen, die jung und alt beschäftigten. Bei Sonnenaufgang lag er schon wach im Bette, in seinem Giebelstübchen des Kaufmannshauses. Auf breiten Fenstersimsen blühten in der Morgensonne seine Lieblinge, die Blumen. Eine muntere Amsel pfiff ihr Liedchen; Finken und Meisen kamen ins Zimmer geflogen und bettelten um ihr Morgenbrot. Der Vetter kleidete sich an und sah auf die Straße hinab. Drunten eilten Landwehrmänner gegen die steile Sporergasse, um ihre Kameraden abzulösen, die während der Nacht an der Befestigung des Schloßberges gearbeitet hatten.

„Daß so ein alter Kasten, wie ich, zu gar nix mehr nutz sein soll, das gift' mich schon damisch!" Brummend rückte der Vetter seine Blumentöpfe hin und her. Vom Schloßberge glänzten durch den zarten Schleier der Maienfrühe die goldenen Zeiger des Uhrturmes herab. Da kam dem Vetter ein glücklicher Gedanke.

Nachmittags nahm er Urlaub von Frau Sabine und schritt die Sporergasse hinan, und über die Straße außerhalb des inneren Paulustores, am Armsünderkreuz vorüber, wo schon so mancher Festungsgefangene, von den Seinen Abschied nehmend, noch einmal zurückgeblickt hatte in die verwirkte Freiheit. Zögernd blieb auch der Vetter stehen; deutlich hörte man das Schreien der Irren aus dem grauen Hause jenseits der Mauer. Vor dem Tor stand eine Schildwache, der jeder Bürger die vom Magistrate ausgestellte Eintrittskarte vorweisen mußte. In der unteren Festung begegnete der Vetter dem Ingenieurhauptmann Baron v. Cerrini; er

kam vom Kavalier herab, wo der große Türkenbrunnen stand; freundlich plaudernd führte er Gottfried Sommersaler die steile Straße nach der oberen Festung hinan, zum Kommandantenhause. Obgleich Herr Major Hackher v. Hart, erst gestern von seiner Dienstreise zurückgekehrt, mit Geschäften überhäuft war, empfing er sogleich den Besuch.

Ein hochgewachsener Mann war der Kommandant, sein glattrasiertes Gesicht endete in ein kurzes, energisches Grübchenkinn. Unter starken Brauen lagen graue, blitzende Augen. Herzlichst empfing er den Stammtischfreund vom „Luckerten Löffel". Eifrig tuschelnd zogen beide Stift und Papier heraus und begannen ein sonderbares Verzeichnis anzufertigen. Immer wieder sprachen sie hin und her. Dreimal hatte man schon an die Türe geklopft und nach dem Kommandanten verlangt. Endlich standen die Freunde auf.

„Alsdann pfiat dich, Herr Major!" sagte der Vetter, sorgfältig die Tabelle in die innere Rocktasche bergend.

„Grüß' dich, alter Spezi! Und grüß mir auch die Freunderln vom ‚Luckerten'. Werd' wohl jeden Abend, wenn die Liesel läutet, an euch da drunten denken."

„O du armer Hascher! Ich will schon täglich ein Tegele auf dein Wohl trinken," nickte der Vetter verständnisinnig. „Mein lieber Herr Major, du mußt halt mit deine Kanonderln recht abidonnern, damit die Gallischen bald wieder abfahrn aus unserer Steiermark."

„Das kannst dir denken, mein lieber Freund, daß es an uns nicht fehlen wird. Sollen nur kommen, die Franken. Der Hackher-Franzl wird ihnen schon die Zähn' weisen. Ich geb' den Berg nicht her — ich nicht!" Die grauen Augen funkelten vor Lust.

Vetter Gottfried griff nach der Hand des Majors: „Alsdann ...“

„Mein lieber Spezi, schau nur, daß du mit deinem Vertrauen an kein' Unrichtigen kommst. Den Kassenkontrollor Kindermann kenn' ich als gut kaiserlich. Der Sprengmichel, der Pastetenwirt, ist auch ein braver Bürgergrenadier; treu wie Gold — ein echter Steirer.“

„Ja, das ist er, da kann ich ein Jurament darauf nehmen.“

„Nun, dann ist's ja recht. Mach alles fein unauffällig, mein lieber Freund Tegele. Bin dir recht dankbar für deine Absicht, wirklich dankbar.“

„Jetzt b'hüt dich Gott, mein lieber Franzl!“ Noch einmal drückte Sommersaler dem Kommandanten die Hand. Der Bürger sah dem Soldaten in das feurige Auge. Sie fühlten es beide, daß schwere Stunden kommen würden, wo sie beide auf ihre Weise tapfer ihre Vaterlandspflicht erfüllen mußten.

Der Vetter schritt aus dem Hause. Die Weinranken über dem Tore nickten im Winde, im Fliederbusch daneben lockte die Amsel; Finkenweibchen trugen Halme herbei und bauten ihre Nester. Zur Rechten des Vetters stand das uralte Sankt-Thomas-Kirchlein und der runde Turm, worin die Liesel hing, die größte Glocke Steiermarks; aus ihrem herrlichen Ton klingt hell das viele Silber, das unsere Vorfahren zu ihrem Gusse gespendet. Vier Männer läuten sie dreimal des Tages zum Gebet; Gefahr und Freudenfeste kündet sie der Landeshauptstadt. Unter dem Glockenturm war einst ein fürchterlicher Kerker, „die Baßgeige“ zubenannt. So mancher Verbrecher, drei Klafter tief hinabgelassen, erblickte nie wieder das Tageslicht. Weiterhin zogen sich unterirdische Gefängnisse bis zu dem schmalen

Gange, der die eiserne Jungfrau barg. Ihr unglücklicher Erbauer soll als erster ihre fürchterliche Umarmung gekostet haben. Durch eine Falltüre glitt der Leichnam in einen Abgrund, in dessen schweigende Tiefe so manches Geheimnis versunken war. Drüben bei der Stallbatterie drohten große Kanonen, die vier Evangelisten, und neben dem Wachthaus waren in Eile hölzerne Pulvermagazine errichtet worden; dort standen Fässer, deren gefährlichen Inhalt Soldaten bewachten. Wagen mit Erde, Lebensmitteln, Wein und Brennholz beladen, zogen unaufhörlich den Berg hinauf, um die Festung auf vier Monate zu versorgen. Kommandorufe ertönten, die Posten wurden von kräftigen Landwehrmännern abgelöst. Vorschriftswidrig winkte Heinrich Wölbler mit der Hand, einen Gruß für die Großmutter und die Billerbeckmädeln herüberrufend.

Sinnend setzte sich der Vetter auf die Mauerwehr; kahl und felsig fiel der Berg gegen die Stadt ab, die von halbzerfallenen Mauern, Basteien, Wällen und Außenwerken umschlossen war; durch den Fleiß weniger Tage konnte nicht ersetzt werden, was in jahrelanger Sorglosigkeit vernachlässigt worden war. Von allen Seiten lag die Vaterstadt in Gärten eingebettet, Fluren und Wälder, die der Mai eben zu schmücken begann mit seinem weißen und grünen Brautgewand, den Landesfarben der Steiermark. Der Alte nahm das dreispitzige Hütchen ab und seufzte beklommen: „Du heilige Mutter vom Landestrost da drüben, wirst wohl unsere liebe Grätzerstadt behüten? Daß sie unserem Kaiser Franz zu eigen bleibt, und wir nit auf unsere alten Täg fränkisch parlieren lernen müssen!" Dann besann er sich, warum er heraufgekommen, und it fast jugendlich behenden Schritten eilte er talab.

Heimlich besprach er sich in der Sporergasse mit seinem Vertrauten, dem Pastetenwirt, dann besuchte er den Kassenkontrollor Kindermann, der hoch oben in einem Stübchen auf dem Graben wohnte. Nach längerer Unterredung zeichnete auch der die geheimnisvolle Tabelle des Schloßbergkommandanten ab. Endlich begab sich der Vetter in das Grünangerhaus; dort unter dem Dache hauste ein alter Silhouettenschneider, an den ihn der Kontrollor als ehrlichen, verläßlichen Biedermann gewiesen. Genügte vorher ein kräftiger Händedruck, so ließ der Vetter den Scherenkünstler Aschenbrenner jetzt schwören, selbst in Todesgefahr nichts verraten zu wollen; dann erst wurde ihm das gewisse Verzeichnis zum abschreiben eingehändigt. Der Verschworene empfing eine größere Geldsumme und legte beim Abschied nochmals die Hand beteuernd aufs Herz.

Trotzdem Erzherzog Johann in Italien siegreich gegen Eugen Beauharnais kämpfte, zwang ihn das Mißgeschick der Truppen des Erzherzogs Karl, sich zurückzuziehen; er führte seine Armee nach Graz. Zehntausend Mann bezogen ein Lager auf dem Glacis und der Kuhtratte; man wartete hier auf General Jellachich, der mit seinen Truppen unbegreiflich lang ausblieb.

An einem der letzten Maienabende gingen drei Wäscherinnen von der Stadt stromaufwärts, gegen den Berg Kalvaria. Der Himmel stand blutrot über dem Plabutsch, das Wasser der Mur brannte im Abendsonnenschein. Hellauf schrien die Weiber — dort unter den Weiden kamen zwei Menschenköpfe die Mur herabgeschwommen. Verglast starrten ihre Augen empor; ein Pferd und ein Helm trieben hinterher.

Im Flug verbreitete sich die Nachricht in der Stadt; lähmend legte sie sich auf die Herzen der Bürger. Was war geschehen?

Durch einen Hühnerträger, die damals mit ihren Kraxen durchs Land zogen, wichtige Kundschafterdienste leistend, erfuhr endlich der Erzherzog, daß auf General Jellachich nicht mehr zu hoffen war; zu lange mit dem Vormarsche zögernd, hatte er bei St. Michael in einem fürchterlichen Treffen große Verluste erlitten. Bis auf zweitausend Mann aufgerieben, zog die Division Jellachich gegen die Landeshauptstadt. Leoben und Bruck nahmen die Franzosen im Sturm; die Straße nach Wien war frei.

In der Stadt verloren fast alle den letzten Rest von Zuversicht; Kassen und Archivakten wurden schleunigst nach Ungarn gebracht.

Am Nachmittag kam die Gittel von einem Besuch bei dem herzigen Heinzerl heim und sagte bestürzt: „Großmutter, sie wollen die beiden Murbrücken abtragen; morgen wird man zum letztenmal zur Binerl in die Murvorstadt hinübergehen können."

„In Gottes Namen!" sagte die Großmutter, „unser Herrgott wird die Wölblerischen schützen müssen, wir können es nicht mehr."

Abends nach dem Dunkelwerden ging der alte Kaufherr Wölbler mit seiner Schwiegertochter in die Stadt hinüber; in den Verkaufslädchen auf der gedeckten Murbrücke packte man zusammen; Weiber und Buben schleppten Bretter und Laden fort. Herr Wölbler und Sabine trugen unter den Mänteln große Päcke mit Silberzeug in den Indischen Papageyen.

„Frau Schwiehackelin," mit diesem Namen bezeichnete der Alte seinen Verwandtschaftsgrad zu Frau

Billerbeck, „da haben S' unser bissel Silber. Bin zwar nicht jener beatus vir, quis habet multum Silberg'schirr, von dem der selige Pater Abraham a Santa Clara gepredigt hat, aber heben S' es nur gut auf. Es g'hört so einmal alles Ihrem Urenkel, dem Heinzelbübel. Und wenn mir oder meiner Alten was Menschliches passieren sollt' —" dem biederen Kaufherrn schlug die Stimme über.

„Aber mein lieber Vater Wölbler, was denken S' denn? Sie und Ihre liebe Frau müssen noch viele Jahre in Ehren auf dem Murplatzel drüben hausen. Freilich, was uns und dem lieben Steirerlandel noch alles von den fränkischen Spitzbuben droht, das weiß der Himmel."

Innig umarmte zum Abschiede Sabine die Großmutter: „Und mein Heinrich ist auf der Festung droben!" klagte sie.

Der Greisin Gedanken flogen zu ihrem liebsten Sorgenkind — zu Renate. Wo mochte sie sein in dieser bösen Kriegszeit?

Noch einmal flammte die Hoffnung der Bürger auf, als ein Eilkurier die Nachricht des großen Sieges brachte, den Erzherzog Karl über Napoleons Hauptarmee bei Wien erfochten. Eine Freudenfeier auf dem Glacis ließ alle Herzen mitjubeln: „Gott erhalte Franz den Kaiser."

Aber bald zerstörten trübe Nachrichten die freudige Zuversicht; von Süden her rückte General Macdonald gegen die Hauptstadt vor, und auch vom Norden war der Feind angekündet. Rechtzeitig gelang es noch entschlossenen Männern, sechs Millionen Gulden, Waffen, Fahnen und Monturen beiseite zu schaffen.

Am 29. Mai rückte der jugendliche Erzherzog über

die Ries ab; kurz vorher ließ er dem Major Hackher den Befehl übermitteln, die beiden Murbrücken zu zerstören, die Tore der Stadt zu besetzen und sie so spät als möglich mit Kapitulation zu räumen, um dem Feinde den Nachschub mit Geschützen zu wehren.

Am Abend dieses Tages schickte der Pfarrherr von Feldkirchen zwei Bauernbuben über den Gries in die Murvorstadt; sie schrien den lang befürchteten Kriegsruf in die Gassen: „Die Franken sind da!"

Um fünf Uhr früh am nächsten Morgen waren die feindlichen Soldaten längs des rechten Murufers aufgestellt. Sie lagerten auf den Feldern, mähten die Getreidesaat als Pferdefutter, rissen Planken und Zäune ab, um sich Schutzhütten zu bauen. Ein französischer Parlamentär begehrte über die Mur gesetzt zu werden. Mit verbundenen Augen wurde er vom Rathaus hinauf zu Hackher gebracht, von dem er die Übergabe von Stadt und Festung verlangte. Der Schloßbergkommandant wußte ihn mehrere Stunden lang hinzuhalten, um dem österreichischen Heere Zeit zu schaffen. Als der französische Abgesandte im Namen des Generals Grouchy mit Brandschatzung drohte, erklärte Hackher mit verbissenem Grimm, die Stadt übergeben zu wollen. Die Faust ballte er zusammen und schlug heftig auf den Tisch: „Die Festung aber nicht."

Traurig ertönte zur ungewohnten Stunde die Liesel auf dem Schloßberg, sie kündete den besorgten Bewohnern, daß Hackher sich mit seiner Besatzung auf den Berg zurückgezogen habe; die Tore standen offen; die Stadt war dem Feind ausgeliefert. Eiligst wurden die Brücken ausgebessert, die Geschäfte und Läden gesperrt; ängstlich spähten die Bürger hinter geschlossenen Fensterläden auf die Straßen.

Auf dem Murplatzel, im Prunkzimmer des Wölblerschen Hauses, übergab eine vom Fürstbischof geführte Abordnung dem französischen General die Schlüssel der Stadt mit der Bitte, Religion, Leben und Eigentum der Bewohner zu achten und zu schonen.

Reiter mit gezogenen Pistolen sprengten durch die Murtore; mit Jubelgeschrei fluteten die feindlichen Soldaten hinterher; überall in den Gassen schlugen sie ihr Lager auf und bauten sich Schutzdächer aus den Brettern, die für die Fronleichnamsprozession bereit lagen; einige gingen von Haus zu Haus, Kreidezeichen an die Tore malend, die kündeten, wo Offiziere und Unteroffiziere Quartier nehmen sollten. Dem Indischen Papageyen wurden ein Kapitän und zwei Sergeanten zugeteilt. Die Sergeanten konnten sich nur mühsam verständigen; Gittel und Tilde mußten zwischen ihnen und der scharfen Agerl den Dolmetsch machen. Aufgeregt fuchtelte die alte Köchin den dummdreisten Franzosen vor den Gesichtern herum: „So redet's do Deutsch, ös Lackeln. Versteht enk do ka ehrlicher Christenmensch!" Widerwillig gab sie ihnen das Notwendigste heraus.

Einen so beißenden Tabak rauchten die Franken, daß die Alte husten und spucken mußte, wenn sie in der Stube, wo sie hausten, aufräumte. Dem Kapitän wurden die schönsten Zimmer im ersten Stock eingeräumt. Am nächsten Vormittag schritt er in seiner stahlgrünen Paradeuniform hinauf zu Frau Billerbecks Wohnstube, wo man den Mittagstisch gedeckt hatte; höflich stellte er sich den Damen vor: „Kapitän Hannes Schneiderle, vom Herzog-Louis-Regiment, württembergische Jäger zu Pferd." Er war ein junger Mann von hünenhafter Größe. Blonde Flaumhaare sproßten auf seinen

Lippen, eine Tapferkeitsmedaille trug er auf der breiten Brust; über die blühend braune Wange zog sich eine lange Narbe, aber kindlich blickten die blauen Augen. Fast wurde er ebenso rot wie die Mädchen, als er ihnen treuherzig die Hand hinstreckte.

„Schneiderle? Das ist kein französischer Name, Herr Kapitän," meinte verwundert die Großmutter.

„Bin ja ein Schwab."

„Ein Deutscher?"

„Jawohl, zu diene!" Er schien es nicht zu bemerken, daß die alte Frau vom Rheinbund noch nichts zu wissen schien.

„Nun, dann wünsch' ich dem Herrn Kapitän, daß er sich wohl fühlen möge in unserem Haus, wenn es auch in Feindesland ist. In billigen Dingen steh' ich gerne zu Diensten. Der Herr kann auch an unserem Tische essen, wenn ihm das so beliebt."

„Vergelt's Gott, Madam! Ich will's gern annehme und werd' die Dame nit inkommodiere."

„Der Herr Kapitän muß sich halt genügen lassen mit Steirerwein und Steirerkost." Einladend wies Frau Billerbeck auf den Platz zu ihrer Rechten. Die Herren vom Geschäft kamen herauf; sie warteten hinter ihren Sitzen mit gefalteten Händen, bis Tilde den Spruch gesagt: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast!"

„'s ischt grad so, wie bei uns dahoim!" sagte der junge Hauptmann, und ließ sich Knödel und Selchfleisch wohl schmecken.

Am 1. Juni forderte an Stelle des abgerückten Generals Grouchy der General Broussier abermals die Übergabe der Festung. Major v. Hackher schickte als Antwort eine sehr höfliche Dienstschrift, die der General nach mannigfachen Vorbereitungen erwiderte.

Täglich, bevor noch die Schornsteine des Hauptwachplatzes den Rauch von den Herden, auf denen die ersten Morgensuppen kochten, in die laue Sommerluft emportrugen, begann der Vetter schon seine Blumenstöckeln hin und her zu rücken. „Laufgraben auf dem Glacis, Sturmleitern und Steigeisen werden verlangt,“ konnten oben auf der Bürgerbastion die scharfen Augen seines Freundes lesen. Nach einigen Tagen meldete die Blumensprache des Kontrollors Kindermann dem Fernglase des Ingenieurhauptmannes Baron v. Cerrini: „Drei Haubitzen im Pistorischen, eine im Meerscheingarten.“ Beim Schattenkünstler Aschenbrenner dauerte es mehrere Stunden, bis man verstehen konnte, daß sich der Feind auch in seiner Nähe festsetzte. Die brave Rauchfangkehrersgilde wußte kühn manchen Brief durch einen hochgelegenen Berggarten hinaufzuschmuggeln. Der Pastetenwirt hatte schon vorher in seinem Keller neben dem Saurauschen Palaste den alten unterirdischen Gang wieder hergestellt, durch den er Lebensmittel in kleinen Mengen und wichtige Nachrichten vom Erzherzog übermitteln konnte. Der Erzherzog stand mit dem Heer in Ungarn; durch verkleidete Kundschafter bat er Hackher wiederholt, ausharren zu wollen. Einmal gelang es dem Grazer Michael Sprengg sogar, einen Verwundeten durch den engen Gang herabzuschaffen; sorglich verbarg und pflegte er ihn in seinem Hause.

Macdonald und Broussier begannen die Belagerung; wiederholt versuchten französische Soldaten, auch ein Offizier, bei Tage den kahlen Felsberg zu erklimmen; die Tollkühnen büßten mit dem Leben. Abermals forderten die Franzosen unter schärfsten Drohungen die Übergabe der Festung. Hochauf schwoll

die Zornesader auf der Stirne des Majors. „Beginnt zu schießen, ich bin bereit!“ lautete seine Antwort.

Als die Kirchenglocken zum Mittagstisch einluden, am 13. Juni, sauste die erste Kugel aus dem Geyerischen Garten dem Schloßberg zu; sie traf das Zifferblatt der östlichen Turmuhr. Hackher verstand so kräftig zu antworten, daß den Grazern bald die Ohren von diesem Zwiegesange gellten. In den Häusern um den Schloßberg nisteten sich französische Musketiere ein und gaben lebhaftes Kleingewehrfeuer auf die Bastionen ab; die steirischen Schützen, gewöhnt, die flinke Gemse von der Alpenwand zu holen, blieben ihnen nichts schuldig; jeder Mann, den sie aufs Blatt nahmen, blieb auf dem Platz, wo er gestanden. Dagegen schoß Hackhers ungeübte Geschützmannschaft oft daneben; das Rathaus wurde wiederholt getroffen, das Schilderhaus zerstört, der Balkon zertrümmert. Mit jeder Stunde wuchs für die Stadt die Feuersgefahr.

Im Billerbeckhause wachte Wagner mit einem Schornsteinfegergesellen Tag und Nacht auf den gefüllten Speichern. Zweimal zündete eine verirrte Kugel und zerbrochene Ziegelsteine rasselten auf die Straße. Rasch wehrten die Unermüdlichen das Unheil ab und besserten die Lücken aus.

In der Küche saß die scharfe Agerl bis weit nach Mitternacht. Trug sie nicht gerade heißen Tee mit reichlich Rum vermischt der Wache auf den Dachboden hinauf, so betete sie leise den Rosenkranz und versprach dem heiligen Florian in Straßgang draußen an seinem Ehrentage eine dreipfündige Wachskerze, wenn er den Indischen Papageyen behüte.

Mehrmals erklang in der Nacht Geschrei und Trommelwirbel, die Franzosen versuchten den Berg zu

stürmen; blutige Reihen rissen die Brandgranaten und steinernen Kugeln des aufmerksamen Kommandanten in die bergwärts strebenden Feinde; schauerlich klangen die wilden Schreie der Verletzten durch die Nacht. Broussier ließ die Toten heimlich in die Mur werfen, um seine Soldaten nicht zu entmutigen.

Fast sieben Tage und Nächte lang dauerten Angriff und Abwehr. In einer Stunde zählte man neunzig Kanonenschüsse. Aber tapfer hielten die neunhundert Mann der Bergbesatzung aus; arg zerschossen waren schon die Gebäude, zweimal hatte man nur mit Mühe drohenden Brand erstickt. Die Leute in der Festung lebten täglich ein schwereres Dasein. Die Nahrungsmittel waren in den feuchten Magazinen dumpf geworden; durch das faule Wasser des Türkenbrunnens und in den kühlen Nächten erkrankten viele. Der Ingenieurhauptmann Baron v. Cerrini, der beste Freund des Kommandanten, lag schwer leidend mit seinen Soldaten in einer licht- und luftlosen Kasematte; eine einzelne Talgkerze brannte in dem Raum, an die Fensterverschalungen schlugen unausgesetzt die Kugeln der französischen Musketiere. In jedem freien Augenblick besuchte Hackher tröstend die Kranken; sein mannhaftes Betragen setzte sogar die Feinde in Bewunderung. Wiederholt sprach General Broussier den Wunsch aus, die Bekanntschaft des tapferen Majors zu machen. Hackhers Heldentrotz wußte darauf treffende Antwort: „Dazu gibt es nur zwei Wege — entweder ich bin tot — oder der Herr General ist mein Gefangener.“

In der Stadt raunte man sich zu, die Franzosen hätten dem Braven für die Übergabe der Festung zwei Millionen Gulden geboten und von Hackher die Antwort erhalten: „Ich wußte nicht, daß Euer Kaiser

Schurken belohnt." Vergeblich spähte der Tapfere nach einem Entsatzheer aus; schon forderte eine Seuche die ersten Toten. Wo sollte man sie begraben im Felsengrund des Berges? Da kündeten in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni ein paar waghalsige Lichter aus Vetter Gottfrieds Fenster zum unbeschreiblichen Jubel der Besatzung: „Die Franzosen ziehen ab!"

Fröhlich lachend, von den Tönen einer steirischen Schwegelpfeife begleitet, zog in der frühen Dämmerung eines lachenden Sommermorgens der Major mit den Seinen über den Berg herab. Da kam ihnen ein langer Zug braver Grazerinnen entgegen. Wohlgefüllt waren Schürzen und Körbe, betaute Flaschen trugen sie sorglich in den großen Strickbeuteln.

Der Kapitän Hannes Schneiderle war aus dem Billerbeckhaus nicht ganz ohne Abschied gegangen; am Spätnachmittag führte ihm noch ein glücklicher Zufall auf der Treppe Tilde entgegen. Der riesengroße Soldat fand den Mut, die Hand des kleinen Mädchens zu fassen, leise sagte er: „Wenn ich plötzlich fortkomme sollt', wird die Mademoisell wohl an mich denke?"

„O ja, Herr Kapitän," sagte errötend das hübsche Kind, „aber bei Ihnen wird's wohl auch heißen: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen."

„Mamselle Tildele! Der Wolkesheimerkuckuck soll mich hole, wenn ich Ihne die Treu nit halte tu'!"

Verwirrt blickte das Mädchen zu Boden.

„Tildele, Herzensmädele!" Der junge Mann griff nach ihrer zweiten Hand.

„Nichts da," machte Tilde und schlug ihm derb auf die seine, „einem Vaterlandsfeind kann ich nimmermehr

sei' Mädele sein." Dann sah sie ihn wunderlieb an und sagte langsam: „Du dumms Schwäbele du!"

„Geh, Tildele, mach kei' Männle! Kann doch nix davor, wann unsere König und Fürste sich mit dem Napoleon verbinde. 's isch wahr und nit verloge, daß ich deutsch bin, durch und durch."

Ein Abendsonnenstrahl fiel zum rückwärtigen Hoffenster herein, so golden, wie sich selten einer in das düstere Kaufmannshaus im Herzen der Stadt verirrte; dem hübschen Tildele überglänzte er das Blondhaar, daß eine kräftige Männerhand ihn haschen wollte; sie griff daneben und hob das Kinn des Mädchens empor. Fest drückte Tilde die Augen zu und duldete erbebend den ersten Kuß.

„Feinsliebche ade!"

„Herr Schneiderle, ach, Sie müssen ja wiederkommen!"

„So Gott will, werd' ich von der Madam Großmutter bald mein Bräutele hole. Ade, ade!"

Trompetenklang scheuchte den Krieger aus dem Haus.

Um Mitternacht trabte der Schimmel des Kapitäns den Graben entlang, während seine neugewonnene Braut verschlafen in die Kissen flüsterte: „Du liebe Mutter Gottes, schütz mir den Hannes Schneiderle!"

Kaum waren die Tore wieder besetzt, die Schanzgräben der Feinde zerstört und der Berg mit Lebensmitteln versorgt, da mußte der Kommandant sich wieder dahin zurückziehen. Herannahende österreichische Truppen zwangen General Broussier, die Sicherheit der Stadt aufzusuchen, und ein abermals versuchter Sturm auf die Festung scheiterte an Hackhers Wachsamkeit.

Am Morgen des 25. Juni trauten die Grazer ihren Augen nicht — die Franken waren wieder abgezogen. Beim gräflich Welsersheimbschen Hause, wo rote Sommerrosen und gelbe Kressen über die hohe Gartenmauer herabhingen, hielten die Österreicher das Eisentor mit einer Kanone besetzt, und von Vivatrufen begrüßt, zog der Feldmarschalleutnant Baron Gyulai in die Stadt ein. Große Abteilungen der Armee kamen abends nachgerückt. Der Anführer mußte ihrer Bewirtung wehren: „Geht nach Haus', meine Kinder, denn die Franzosen rücken wieder an."

Unausgerastet, mit kaum gestilltem Hunger, mußten die Soldaten weiterziehen; bedauernd trugen die Bürgerfrauen ihre eben fertig gewordenen Knödelsuppen wieder heim.

Kaum hatte das österreichische Heer die Stadt verlassen, da drang der französische Oberst Gambin über die schwach besetzte Grabenvorstadt gegen den Rosenberg vor. Die ganze Nacht hindurch wurden kleine Kämpfe geliefert, wütendere leiteten den Morgen ein. Es gelang den Franzosen, dreihundert Österreicher zu überraschen und in die Sankt-Leonhards-Kirche einzuschließen. Am Schanzelgrunde wehrte eine feuernde Batterie den Österreichern, ihre Kameraden zu befreien; die Franzosen hatten den Schulgehilfen von St. Leonhard entkleidet an die Kirchentüre gebunden. Wunderbarerweise traf den Ohnmächtigen auch nicht eine Kugel. Von allen Seiten tönte das Knattern der Gewehre, das Donnern der Kanonen; um jedes Haus wurde Sturm gelaufen und mit heftigster Erbitterung gekämpft.

In der Stadt hatte man die Nacht in schweren Sorgen verbracht. Gegen Mittag litt es Wagner

nicht mehr im Indischen Papageyen; er spannte die faule Gretel ein, Gittel und Tilde packten Scharpie und Verbandzeug, Körbe mit Wein und Brot auf den Wagen; heimlich flüsterte ihm die Jüngste zu: „Ach, liebster Herr Wagner, schauen S' doch, was draußen unser Schwäbele macht."

„Ja, den werd' ich grad finden in dem Kuddelmuddel," meinte Wagner lachend und fuhr zum Kampfplatz hinaus.

Bald folgten viele Bürger seinem Beispiel; man trug den Kämpfenden Wasser und Lebensmittel zu und zog Verwundete, ob Freund oder Feind, aus dem Feuerbereich. Wo die Fuhrwerke nicht ausreichten, schleppte man die Hilfsbedürftigen auf den Schultern der Stadt zu. Zum sechsten Male schon kehrte Wagner nach St. Leonhard zurück; grauenvoll sah es in der Vorstadt aus; die Häuser waren zerschossen, die blühenden Gärten zerstampft, und schier endlos währte das Ringen. Endlich drängten die Österreicher die Feinde gegen den Leechwald zurück, aber erst abends konnten sie wieder den Rosenberg besetzen. Noch einmal tobte der Kampf droben beim Mauthause. Broussier zog sich mit seinen Truppen gegen St. Gotthart zurück, um sie mit den Soldaten Marmonts zu vereinen.

Hell leuchteten die Sterne über der blutgedüngten Erde; aus der Ferne tönten noch vereinzelte Schüsse, verlorene Trompetensignale klangen darein; brennend und qualmend sanken die Gehöfte in sich zusammen. Vom Hange des Ruckerlberges dufteten die Wiesen, leise begannen wieder die Grillen zu zirpen, als hätte nicht vor Stunden noch Mord und Brand in dem friedlichen Tal gewütet. Stille lagen die Gräber um die Kirche, deren Innenraum mit Toten überfüllt war;

stumm ragte das große Christuskreuz, schmerzerfüllt sah die schwertdurchbohrte Mutter zu dem Sohne empor.

Wagner durchsuchte jedes Gebüsch, jeden Winkel des Gottesackers; noch waren viele Leichen nicht geborgen. Neben einer zerbrochenen Kanone grasten herrenlose Pferde.

Klang da nicht aus einer wirren Masse ein Schmerzenslaut an sein Ohr? Den Leichnam eines österreichischen Husaren schob er zur Seite; darunter lag auf dem Angesicht ein Franzose; eben stieg der Mond bei den Pappeln des Schlosses Lustbühel empor. Im matten Schein erkannte Wagner die bleichen Züge des Kapitäns Hannes Schneiderle. Über seine Wange klaffte ein Säbelhieb, dickes Blut stockte auf der Stirn. Der Samariter stieg zum Leonhardbach hinab, um Wasser zu holen. Er wusch die tiefe Stirnwunde und flößte etwas Branntwein zwischen die starren Lippen; ein leiser Seufzer verriet, daß noch Leben in dem Gefundenen war. Mit Mühe lud Wagner sich den starken Mann auf den Rücken. Die Stirne perlte ihm, bis seine Last geborgen auf dem Wägelchen lag. Im Schritt fuhr er heim.

Die scharfe Agerl war über alles entrüstet, was jetzt im Indischen Papageyen vor sich ging. Wieder mußte man das Eßzimmer in den zweiten Stock hinauf verlegen, denn unten im schönen Vorderzimmer lag der verwundete Kapitän, und im Nebenzimmer der schwerkranke Leutnant eines französischen Chevaulegerregimentes. Den ließ man auf Brigittes wärmste Fürbitte vom Zeughausspital herabschaffen, wo das Mädchen freiwillige Pflegerinnendienste geleistet. Man

überließ ihr gerne den Kranken, denn der kleine Franzose redete Tag und Nacht, mit seinen Fieberträumen die anderen Kranken belästigend. Erst auf die Bitte Wagners willigte die Großmutter ein, den Franzosen in ihr Haus aufzunehmen. Auch Gittel sagte: „Frau Großmutter, Ihr sollt gar keine Mühe mit ihm haben, ich will ihn allein pflegen. Nur der Geschäftsdiener Simmerl soll mir die Arbeit tun, die eine Frau nicht machen kann." Der gutmütige Hartberger, ein Landsmann Wagners, half den Franzosen umbetten, der noch im heftigsten Fieber lag.

Die Frauen waren soweit vollauf mit den beiden Kranken beschäftigt, daß sie nur vom Vetter hörten, was draußen vorging.

Man war fast schon an den Lärm der Schüsse gewöhnt, denn wieder waren die Österreicher abgezogen. Die Franzosen beraubten die Vorstädte, verwüsteten die Felder und steckten volle Scheunen in Brand; vom Münzamtsgebäude feuerten sie mit den Gewehren auf die Bürgerbastion und plünderten in den Häusern des Sackes, bis Major Hackher kräftig herabdonnerte.

Auch im Indischen Papageyen wurden manchmal eiligst die Türen versperrt und verrammelt, wenn von der Festung die Kartätschen flogen und die Franzosen gar zu stürmisch Einlaß begehrten.

Wieder hatte sich Marschall Marmont im Lesliehof einquartiert und ließ Major v. Hackher um die Übergabe der Festung ersuchen. Der Getreue antwortete: „Solang' ich noch einen Mann hab', werde ich mich verteidigen."

Ernst sah es in der Umgebung aus; die Bauern begannen, gleich den Landsleuten in Tirol, mit Sicheln, Sensen und Dreschflegeln dem Übermut des Feindes

zu wehren. Manchmal brachte man auch Verwundete von ihnen zur Stadt herein; noch öfter aber verschwanden die Leichen der Erschlagenen in den tiefen Schluchten der Gebirge. Immer ungemütlicher wurde es den Franzosen bei den Steirern; sie zitterten unter der dauernden Furcht eines allgemeinen Aufstandes; schon begann die Landwehr sich wieder heimlich zu bilden. Durch unerhörte Forderungen rächten sie sich an der armen Bevölkerung, vor allem an der schon schwer genug ausgesogenen Bürgerschaft; dem Landmann trieben sie das letzte Stück Vieh aus dem Stall; stundenlang liefen Frauen und weinende Kinder nebenher, ohne durch ihre Bitten die Herzen der Räuber erweichen zu können. Im Mürztal erschossen die Franzosen das Weidevieh und ließen es nutzlos liegen. Sie raubten die Lebensmittel oder verunreinigten sie, daß allenthalben Hungersnot ausbrach. Dem Bürger nahm man das letzte Handwerkszeug fort; verzweifelte Familienväter waren nicht mehr imstande, die hungrigen Kinder zu ernähren.

Schon hatte Marmont, Herzog von Ragusa, begonnen, Minen unter den Schloßberg zu legen, da rief ihn und sein Heer eine Stafette ab. Der stolze Marschall war bei seinem Tyrannen Napoleon in Ungnade gefallen. In einem langen Schreiben mußte er sich begangene taktische Fehler vorwerfen lassen. Was nützte es, daß der Herr Herzog den Wisch zur Erde warf und mit den Füßen zertrampelte, der Grazer Schloßberg mit seiner morschen Befestigung stand fest wie steirisches Erz. Den Franken zum Hohne hißte gerade heute Herr v. Hackher, angeeifert durch Freund Tegeles Signale, eine schwarzgelbe Fahne auf dem Glockenturm, die lustig im Winde flatterte.

Vor dem Abmarsch hielt General Broussier auf dem Jakominiplatz eine Ansprache und dankte den Bürgern für die Pflege seiner Verwundeten.

Am 2. Juli konnte der Herr Major wieder einmal seine getreuen Freunde auf dem Schloßberg begrüßen. Vetter Tegele ließ das frischeste Faß Bier vom „Luckerten Löffel" blumenbekränzt den Berg hinanführen. Die zahllos nachströmenden Grazer mußten Munition mit hinauftragen, anders bewillkommte sie Herr v. Hackher nicht, und lachend taten weltliche und geistliche Würdenträger, Bürgerinnen und Bürger ihm den Gefallen. Auch Sabine stieg mit Heinzel den Berg hinauf, um ihren Eheherrn, den Fähnrich Wölbler, zu umarmen, der die festeste Stütze des Ingenieurhauptmannes v. Cerrini geworden war. Außer der Verwüstung ihres schönen Gemüsegartens und dem Verlust zweier Pferde, die von den Franzosen mitgeführt worden waren, konnte die junge Frau nur Gutes von den alten Eltern melden. Als sie fragte, ob es jetzt bald ein Ende mit all dem Elend nehmen würde, tröstete sie Wölbler: „Liebe Binerl, du mußt halt Geduld haben. Schau die alten Handwerker da drüben an. Tag und Nacht tun sie ihren Dienst, und ihre Familien müssen daheim hungern. Gelt, Schatzerl, du schickst ihren Frauen Kaffee und Zucker?"

„O du Tschapperl! Wo das Halbpfund Kaffee jetzt statt zwölf Kreuzer fünf Gulden kostet. Mehl will ich ihnen schicken, Speck und Bohnen, wenn du willst."

„Aber auch Kaffee! Gelt, Herzerl? Jeder Frau ein halbes Pfünderl."

„Na, meinetwegen; ich seh' schon, du wirst bald unser Letztes dem Vaterland schenken, daß unserem Bübel gar nichts mehr übrig bleiben wird."

In die krausen Locken des stillsitzenden Buben senkte der Vater sein gebräuntes Gesicht. „Für das Vaterland unseres Bübels gebe ich gern mein' letzten Tropfen Herzblut. Hat ja noch eine gute Mutter der Heinzel, die ihn gewiß zu einem braven Bürger unseres Kaisers erziehen tät, wenn unser Herrgott wirklich das Opfer von mir fordern möcht."

„Aber Heinrich! So red' doch nicht so traurig, du wirst sehen, es wird alles wieder gut!"

So tröstete sich gegenseitig das junge Paar und sah hinab in das verwüstete Land. Dort, wo noch Schnee die Alpen deckte, zogen dunkle Rauchschwaden. Blühende Weiler und Bauernhöfe sanken da in Asche; die Kriegsfackel loderte noch immer über der Steiermark. Ströme von Blut und Tränen flossen durch die Herrschsucht des korsischen Tyrannen.

Durch den lauen Sommerabend begann die Liesel zu tönen. „Vocor campana — Nunquam praedicans vana," stand gegossen auf ihrem Metallmantel. Die Soldaten falteten zum Avegruß die Hände. Kummervoll sahen die Augen zum Himmel: „Was wird morgen sein?"

(Fortsetzung folgt.)



Das Land der Fan tse

Streifzüge durch Tibet. Von Hans Wieser

Mit 14 Bildern

Die weißen Flecken auf den Erdkarten mit der für den Geographen so betrüblichen Bezeichnung „unerforscht" verschwinden mehr und mehr. Einen besonderen magischen Reiz übten in den letzten hundert Jahren solche Gebiete in dem „dunklen Erdteil" Afrika aus, um dessen restlose Erforschung die Geographen aller Nationen sich fortdauernd bemühten; der Erfolg ist ja bekannt. Länger erhielten sich merkwürdigerweise diese weißen Flecken auf der Landkarte von Tibet, einem Lande von doch bedeutend höherer Kultur, als sie jene afrikanischen Gegenden besaßen, umspült an seinen Grenzen von der Zivilisation, so daß sie eigentlich den Ehrgeiz der Forschungsreisenden eher und dringlicher hätten herausfordern müssen. Auch heute noch ist dieses innerasiatische Reich mit seinen rund zwei Millionen Quadratkilometern in manchem seiner Teile nicht erforscht. Das „verschlossene Land" nannte man dieses im Norden, Westen und Süden von gewaltigen, öden Gebirgszügen, unter denen das himmelstürmende Himalajagebirge den stärksten Riegel bildet, umschlossene Gebiet, das fast nur von Osten, von China her, offene Einfallstore aufweist.

Erst in den letzten Jahrzehnten gelangten wir zu einer genaueren Kenntnis von Tibet, von dem uns als einer der ersten Europäer der berühmteste Reisende des Mittelalters, Marco Polo, erzählte. Neben dem Schweden Hedin und anderen Reisenden machte sich auch der Deutsche Doktor Albert Tafel um die Erforschung dieses größten und höchsten Plateaus der Erde



Der heilige Berg Lhamortse.

verdient*). Während Hedin von Westen her in das „verschlossene Land" eindrang, brach Doktor Tafel 1905 bis 1908 von Osten, von China aus zu seiner Reise auf, die er unter den größten Schwierigkeiten mit hervorragenden Erfolgen ausführte, ohne daß ihm die erbetene amtliche deutsche Unterstützung zuteil wurde, die anderen Forschern von ihren Regierungen nicht versagt worden ist. Da ihm ein deutscher Geleitbrief fehlte, konnte er auch eine förmliche und ausreichende Hilfe von der chinesischen Regierung nicht erreichen, welche offiziell die Oberhoheit über Tibet besitzt, die im Jahre 1720 von der Mandschudynastie begründet wurde. Sie steht fast nur auf dem Papier, da einerseits die Unabhängigkeitsgelüste der Tibeter, unterstützt durch die geographische Lage ihres Landes, starke sind und anderseits sich das nie fehlende England als Nebenbuhler eingemischt hat. Seit der „friedlichen Durchdringung" durch die Expedition des Obersten Younghusband im Jahre 1903 hat Albion in Lhasa, der Hauptstadt Tibets, Fuß gefaßt — und was das bedeutet, ist wohl jedermann klar.

Jenes tibetische Unabhängigkeitsgefühl sieht in nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen in jeglicher europäischen Durchdringung, und sei sie auch nur die eines Reisenden oder Forschers, eine Gefahr für Freiheit und vor allem ihre Religion, für den Lamaismus. Und so ist denn auch Tafel wie fast allen Europäern von den Tibetern ein vorzeitiges Halt geboten worden, ein unbeugsames Entgegenstemmen bewaffneter Haufen, die sich vor den

*) Tafel, Albert, Meine Tibetreise. Eine Studienfahrt durch das nordwestliche China und durch die innere Mongolei in das östliche Tibet. 2 Bände. 1914. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Tibetischer Adliger.

Forschern, ohne angriffslustig nach ihrem Leben zu trachten, als starre Mauer aufbauten.

Von der chinesischen Provinz Kan su aus, über deren letzte Städte Hsi ning fu und Dankar, begann Tafel eine westwärts gerichtete Tibetreise, die bis Lhasa ge-

plant war, aber infolge des erwähnten tibetischen Widerstandes nicht so weit führte. Hsi ning fu liegt ganz im Westen von China, das für seine Bewohner die Welt bedeutet; vor dem Westtor der Stadt mußte also die „Tien bien yüe ya kiao“ liegen, die Brücke, die nach chinesischer Meinung die Erde mit dem Himmel und dem Mond verbindet. Von hier aus geht es ja auch in den Hsi tien, in den westlichen Himmel, wie viele Buddhisten Tibet nennen. Der Präfekt der Stadt hat die amtliche Pflicht, diese Himmelsbrücke instand zu halten und bezieht dafür alljährlich eine gewisse Geldsumme, die er natürlich stets unterschlagen, „gegessen“ hat, wie es in China heißt. Allzu Wissensdurstigen zeigt man wenigstens einen Stein, der den Anfang der Brücke gebildet haben soll. Die Stadt ist besonders reich an Ponys und ist aus diesem Grunde ein vorteilhafter Ausrüstungs- und Ausgangspunkt für eine Tibetreise. Ein Kauf ist in China eine umständliche Sache; man muß zu handeln verstehen. Aber die hohe Kunst des stummen Handelns, das sich im Innern der weiten, überfallenden chinesischen und tibetischen Ärmel durch Fingersprache abspielt, damit ein Unbeteiligter oder gar ein Konkurrent nur nicht den endgültigen Preis erfährt. Der Käufer schlüpft also mit seinem Arme in den Ärmel des Händlers; stumm drückt und dreht man sich da drinnen die Finger, deren Krümmung und Anzahl bestimmte Deutung haben. Da solch ein Eingeborenenärmel aber stets auch noch andere, unwillkommene kleinere Gäste beherbergt, so kann man sich die Freuden solcher kaufmännischen Feinheiten für einen Europäer vorstellen. Daß die Ärmel auch noch gelegentlich zur Aufnahme eines sonderbaren Heizapparates dienen, und zwar eines — Zwerghundes, des chinesischen Ärmelhündchens, eines

Miniaturmöpschens, dürfte in unserer kohlenarmen Zeit interessant, wenn auch nicht nachahmenswert sein. Dieses Tier soll Arme und Hände wärmen, und es macht im Innern des Ärmels oft weite Reisen durch Tibet. Es



Tibetischer Yakochse mit Lastsattel.

bildet ein Lieblingsgeschenk frommer Tibeter an ihre Lamapriester. In Dankar, der äußersten chinesischen Grenzstadt, herrscht bereits lebhafter tibetischer Verkehr; sie ist ein Marktplatz ersten Ranges. Hier können die Nomaden Tibets ihren Jahresbedarf an Mehl, Tee und ihren Luxusgegenständen gegen Wolle,

Häute und Salz eintauschen. Eine eigenartige und den praktischen Sinn der Chinesen kennzeichnende Gasthofeinrichtung trifft man in Dankar und auch noch in einigen anderen Grenzstädten. Jeder Stamm der Fan tse = Barbaren, wie die Chinesen die Tibeter nennen, hat sein bestimmtes Absteigequartier, in dem ihm für Obdach und Kost nichts berechnet wird. Der Gastwirt ist zugleich Agent und Makler und entschädigt sich für seine Unkosten durch einen Prozentsatz an den Verkäufen; er ist aber auch der chinesischen Regierung für die bei ihm wohnenden Fan tse verantwortlich. Soll nun irgend ein Nomadenstamm für eine Freveltat bestraft werden, wozu der nur nominellen chinesischen Herrschaft die Mittel fehlen, so wird er vom Markt zu Dankar ausgeschlossen, und kein Gasthof darf ihn aufnehmen. Da die Tibeter Mehl und Tee aus China beziehen müssen, so ist dies eine schwere Strafe, durch deren Androhung allein geraubte Gegenstände sogar aus dem Innern Tibets öfters gerettet werden.

Raub ist ja in Tibet an der Tagesordnung. Gelten doch Raub und Diebstahl an Fremden und Nachbarn als gerechtfertigte Bereicherung des eigenen Stammes und Geschlechts, und der Häuptling erhält gar oft einen Anteil der Beute. Die Schwierigkeiten des Reisens in solch einem Lande kann man hieran leicht ermessen. Auch unser Landsmann Doktor Tafel wurde einige Male das Opfer solcher Räubereien und konnte viele andere Versuche nur durch unausgesetzte Wachsamkeit vereiteln. Zweimal ist er dabei so ausgeraubt worden, dank der Nachlässigkeit seiner Begleiter, daß er nicht nur die Früchte monatelangen Forschens und Sammelns verlor, sondern auch unter unsäglichen Entbehrungen zu Fuß, durch Schnee und Eis, über Gebirgspässe und durch

Schluchten, dem Hungertode nahe, einen fünfundzwanzigtägigen Rückmarsch antreten mußte. Mehr als hundertzwanzig Tibeter hatten unbemerkt tagelang sein Lager umschlichen und, ihm im geeigneten Augenblick,



Sandsteinplatten mit Gebeten und Gebetsformeln.

als sich, allen Verboten zum Trotz, kein Mann bei den Pferden befand und Tafel an den Bißwunden eines Bären darniederlag, neunzehn Pferde und Maultiere, einundvierzig Yaks — die tibetische Rinderart, die als Trag- und Reittier verwendet wird —, dreißig Ziegen und Schafe geraubt; nur sechs Yaks und die Hunde ver-

blieben ihm. Die Sammlungen, Apparate, Geschenke, fünfzehnhundert Pfund Mehl, Gerste und Reis, Pulver und Patronen und vieles andere mußte zurückgelassen oder vernichtet werden, um die verbleibenden sechs Lasttiere nicht übermäßig zu belasten; sogar den Hunden wurden selbstgenähte Tragtaschen umgehängt, um einiges mehr zu retten — trotzdem mußte der größte Teil unterwegs doch noch geopfert werden. Und dann kam der Fußmarsch in der dünnen Höhenluft. Halbverhungert und erschöpft wurde schließlich der Zufluchtsort erreicht. Der Drang, vorwärts zu kommen, war aber nicht erloschen; trotz des schweren Verlustes und der Enttäuschung zog Tafel von neuem hinaus ins „verschlossene Land“. So freudig begrüßt und geradezu wünschenswert die Beraubung Fremder bei den Fan tse ist, so streng wird der Diebstahl am eigenen Stamm bestraft. Mindestens den neunfachen Betrag des Gestohlenen muß der Dieb ersetzen, dem häufig auch noch auf Befehl des Häuptlings ein Auge ausgestochen oder wenigstens die Nase oder ein Ohr abgeschnitten wird. Bei Rückfällen oder bei Raubmord wird auch das zweite Auge, die Kniescheibe, die Hand oder ein Teil derselben mit dem Messer entfernt, oder die Knie- und Achillessehnen werden zerschnitten. Der Trieb zum Rauben sitzt aber so tief im Tibeter, daß selbst schwere Verstümmelungen von neuen Verbrechen nicht abhalten. Von Todesstrafen wird mit Rücksicht auf die buddhistischen Lehren, die das Töten verbieten, meistens Abstand genommen, oder sie werden den chinesischen Steuerkommissionen überlassen, denn der Tibeter ist ein treuer Anhänger seiner Religion, des lamaistischen Buddhismus.

„Om mani padme hum“ (o du Kleinod im Lotos,



Ein Obo mit Pfeilen und Speeren zur Bekämpfung des Hagels.

Amen!), das ist die Gebetsformel seines Glaubens, die er unablässig vor sich hinmurmelt, auf Felsblöcke am Wege ritzt, auf Papierstreifen, Fellstückchen schreibt und dann im Winde wehen läßt oder durch seine Gebet=

mühle unablässig mit der Hand abrollt. An allen Wall-fahrtsorten, auf Paßhöhen, an Lagerstätten, millionen-fach verbreitet, finden sie sich in Tibet, auf Tausenden von „Tschorten", würfelförmigen Steinblöcken mit die-ser Inschrift und Buddhabildern, auf Tausenden von „Obos", Steinhaufen mit aufrechtstehenden Stangen, an denen Woll- oder Papierfetzen mit diesem Gebete flattern. Sie ist das A und O des Tibeters. In jeder Karawane haben stets mehrere Leute Gebetmühlen in der Hand, um deren Achse mittels eines Gewichtes ein Papierstreifen rotiert, der vieltausendmal mit dieser heiligen Formel bedruckt ist. Sie ist an Bodhisattva Padmapani gerichtet, der wie Buddha in einer Lotos-blume sitzend oder stehend dargestellt wird; er ist der Schutzpatron Tibets und übt die Aufsicht über die Seelen-wanderung aus. Durch die unablässige Anrufung dieses Gottes glauben die Tibeter die Reihe der Wieder-geburten zum Stillstand zu bringen und direkt ins Paradies zu kommen. Om soll die Wiedergeburt unter den Göttern, ma unter den Riesen, ni als Mensch, pad als Tier, me als Tantalus und hum als Bewohner des Totenreichs beenden. Jedes der sechs Schriftzeichen erhält die Farbe, die der betreffenden Wiedergeburt entspricht, nämlich Om das göttliche Weiß, ma das titanische Blau, ni das menschliche Gelb, pad das tierische Grün, me das tantalische Rot und hum das höllische Schwarz. Die tibetische Religion, der Lamais-mus, eine besondere Form des Buddhismus, hat seinen Namen vom tibetischen Wort lama, der Obere, dem Titel der Klosteräbte, der aber jedem Mönche beigelegt wird. Durch den indischen Mönch Padmasambhava wurde im achten Jahrhundert durch Verschmelzung des Buddhismus mit der ursprünglichen Bon-Religion der



Bettelmönch aus K'am.

Tibeter der Lamaismus begründet, der ein Geister- und Dämonenglaube ist. Geister und Dämonen bewohnen nach tibetischem Glauben jeden See, jeden Gipfel, jeden Paß, jeden Herd, und stets opfert ihnen der Lamaist an ihrer Wohnstätte; den erforderlichen Beschwörungen

verdankt der Lamamönch sein Ansehen und seine Verbreitung. Zahlreiche Klöster, darunter auch solche für Frauen, geben den Mönchen Unterkunft, aber nur gerade die karge Notdurft, so daß sie meistens einen Nebenberuf



Wassermühlen, die Tag und Nacht Gebetrollen drehen.

ausüben, der aber nicht der eines Schlächters oder Gerbers sein darf. Mit einer kulturellen Erschließung des Landes befassen sich die Klöster nicht; sie entstehen nur immer da, wo bereits eine Bodenkultur vorhanden ist; dagegen besitzen sie oft enorme Ländereien, die sie verpachten, auch betätigen sie sich als — Geldverleiher, und

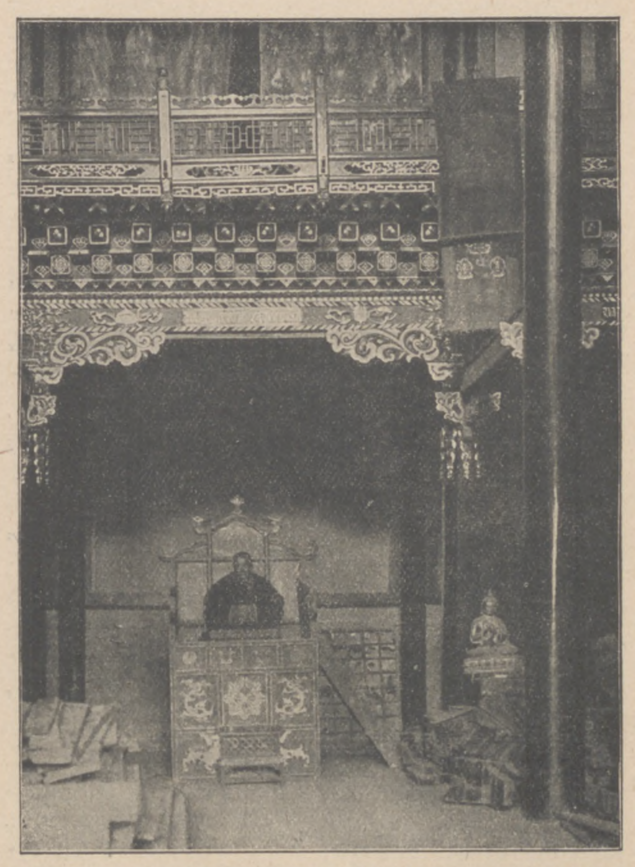


Gum bum, das Kloster der hunderttausend Bilder (südöstliche Teilansicht).

weit und breit im Lande wohnen ihre Schuldner. Der blutige Mohammedaneraufstand im Jahre 1896 soll vor allem dadurch entstanden sein, daß die den Mönchen tief verschuldeten Mohammedaner durch Rebellion ihren Peinigern zu entrinnen gedachten.

Eine Eigenart der tibetischen Religion, der allgemein verbreiteten Gelugba-Lamasekte, ist der Glauben an eine Reinkarnation, an eine Wiedergeburt der Gottheiten in neugeborenen Kindern, und so hat denn heute fast jedes Kloster seine Reinkarnation, seine lebende Gottheit in Gestalt eines Mönches. An erster Stelle unter ihnen steht der Dalai-Lama, der in Lhasa residiert und zugleich weltlicher Herrscher ist; er ist der „kostbare König". Der zweite Oberpriester ist der Taschi-Lama in Taschi-Lunpo; er ist der Pantschen Rinpotsche, der „große kostbare Lehrer", der das Lehramt hat. Sobald einer von ihnen stirbt, wird in ganz Tibet nach einem mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestatteten neugeborenen männlichen Kinde gesucht, in dem sich die Gottheit neu verkörpert haben könnte.

Das Ansehen dieser beiden Großlamas sowie auch der Klosteräbte und der gewöhnlichen Lamas ist groß, denn der Tibeter ist tief religiös veranlagt und besucht andächtig als Pilger die Wallfahrtsorte, umkreist häufig die heiligen Stätten. In Scharen strömen die Fan tse stets zu den Klosterfesten. Eines der besuchtesten und eindrucksvollsten ist das „Butterfest im Kloster der hunderttausend Bilder", im Kloster Gum bum bei Hsi ning fu. Es wird am fünfzehnten Tag des ersten chinesischen Monats gefeiert, am Tage des chinesischen Laternenfestes. Das Kloster bildet eine gewaltige Anlage mit vielen Gebäuden, die etwa viertausend Mönchen Wohnung bieten; der Haupttempel ist mit einem blitzenden Gold-



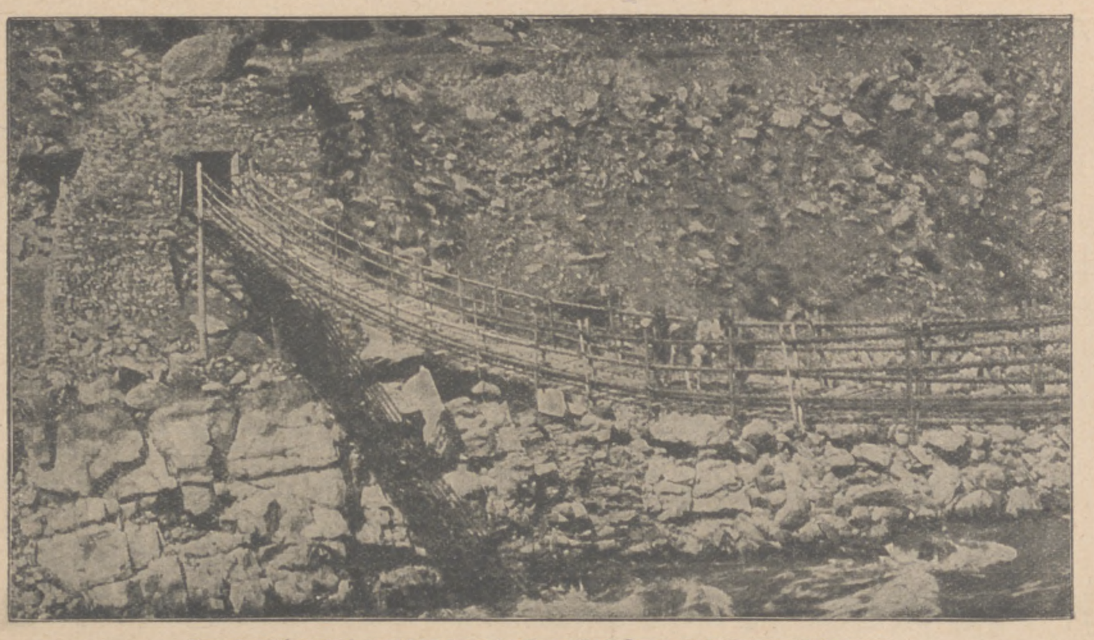
Der Sitz des Klostervorstehers im Versammlungshaus.

dach gedeckt. In dem einen Tempelgebäude hängen, umleuchtet von Hunderten von in Tibet üblichen Butter-lampen, von der Decke herab zahllose Heiligenbilder, die Götter, Heiligenlegenden, himmlische und höllische Szenen darstellen und dem Kloster den Namen verschafft

haben. Draußen, auf freiem Platze, zwischen hohen Masten waren, wie Doktor Tafel berichtet, zwei riesige Butterbilder aufgestellt; das eine Riesenrelief hatte eine Breite von acht bis zehn Meter und eine Höhe von neun Meter; viele Hunderte von Butterlampen brannten davor. In der Mitte der Hochreliefs thronten in doppelter Lebensgröße das Bild der Göttin Dschoma, künstlerisch dargestellt, rechts und links und unten flankiert von Tempeln und Häusern mit goldenen Dächern. Dann ein Festzug mit Yaks und anderen Tragtieren. Auf den Veranden der abgebildeten Häuser saßen viele Frauen im Festschmuck. Das Relief stellte die Hochzeit des größten tibetischen Königs im siebenten Jahrhundert dar. Das zweite, etwa ebensogroße Butterbild zeigte die Kolossalfigur eines Buddha, während auf den Seiten und unten etwa fünfhundert zwanzig Zentimeter große Figuren den Empfang des Pantschen-Lama beim Kaiser Kien-lung in Peking im Jahre 1780



Weihrauchöfchen auf der Veranda eines Bauernhauses.

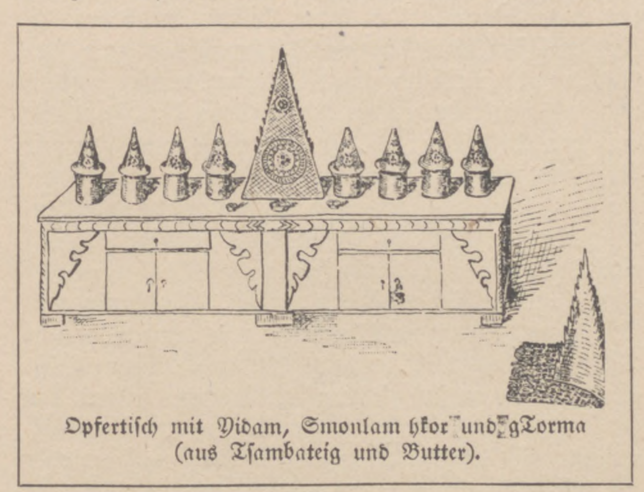


Bambushängebrücke über den Großen Goldstrom bei Romi Tschanggu.

veranschaulichten. Über dem Butterbild befand sich ein großer Tempel, in dem von Zeit zu Zeit als Marionette ein beweglicher Butterlama mit einem Stock auftauchte, bei dessen Erscheinen viele Buttermönchlein des Bildes andächtig in ihre Gebetbücher schauten, nach seinem Verschwinden aber sofort wieder damit aufhörten. Beim jedesmaligen Auftauchen des Lama machte eine Musikkapelle einen fürchterlichen Lärm; alles Volk jubelte vor Freude über das naive Puppenspiel. Es waren außerdem noch weitere zehn kleinere Butterbilder vorhanden. Nur eine Nacht sind diese Kunstwerke zur Schau gestellt; am nächsten Morgen werden sie schon zerstört; die Buttermasse wird bis zum folgenden Jahr in eine Grube geworfen. In jedem Jahre werden neue Ideen durch diese Butterbildnerei dargestellt, mit der sich nach Beginn der Winterkälte viele Dutzend Mönche monatelang beschäftigen. Als Dank und Opfergabe bringen tibetische Pilger große Butterballen dem Kloster dar.

Verbunden mit dem kirchlichen Fest ist vor den Toren des Klosters eine richtige Messe in einer Zeltbudenstadt, zu der sich Männer und Frauen in ihrer tibetischen Festtracht drängen. Das ist aber auch die einzige Konzession, die sie dem Tage gemacht, denn gewaschen haben sie sich auch heute nicht. Waschen und Baden ist ihnen fast ein unbekannter Begriff, bei der Art ihrer Behausung und dem Mangel an Tüchern erscheint das auch fast begreiflich. Ein großer Teil der tibetischen Bevölkerung lebt als Nomade in durchlässigen Zelten bei Temperaturen, die mitunter noch unter zwanzig Grad Celsius unter Null sinken. Da können Neugeborene natürlich nicht gewaschen werden; sie werden dafür aber — mit Butter beschmiert, die im Leben des Tibeters

eine ebenso große Rolle spielt wie der Yakdünger, der in diesem holzarmen Lande sorgfältigst gesammelt und als Feuerungsmaterial verwendet wird. Ja, er wird ferner, wie Tafel es erlebt hat, nicht nur zum Tellerreinigen, sondern gelegentlich auch als Teller selbst benützt. Daß dieses edle Material nun auch im tibeti-



Opfertisch mit Yidam, Smonlam hkor und gTorma (aus Tsambateig und Butter).

schen Liebeslied die Stelle der Feuersglut der Liebe vertreten muß, wird nach vorstehenden Tatsachen nicht überraschen. Trockener Schafdung muß auch die Windeln „strecken" oder vielmehr gänzlich ersetzen. Wenn die Säuglinge aus dem gröbsten heraus sind, kommen sie bei einigen Nomaden in einen mit solchem Stoff gefüllten Ledersack aus einer Kitzhaut, so daß sie immer trocken liegen. Auch der Aberglauben verbietet der Frau aus Osttibet das Waschen; sie wäscht sich sonst alles Glück herunter. Das Familienleben ist, trotzdem der Frau fast die gesamte Haus- und Feldarbeit obliegt,

im allgemeinen kein schlechtes. Es kommt häufig vor, daß Chinesen, deren Eheleben bekanntlich nur ein förmliches ist, ihre alte Heimat aufgeben, um der liebevollen Pflege seitens einer Tibeterin teilhaftig zu werden. Eine besonders wichtige Stellung nimmt die Frau in der tibetischen Provinz K'am ein, der Heimat der Polyandrie, der Vielmännerei. Der karge Boden, der kaum den notdürftigsten Unterhalt gewährt, muß vor einer Zerstückelung durch Teilung an die Söhne bewahrt werden, und so heiratet immer der älteste Sohn eine Frau, die auch das Weib seiner Brüder ist und die somit alle nur für einen Herd zu sorgen haben. Außer in K'am ist die Polyandrie noch in einigen anderen Gegenden des Landes verbreitet. Diese tibetischen Ehefrauen sind stolz auf ihre Stellung, nichts darf ohne ihre Genehmigung oder ohne ihr Mitwissen veräußert werden. Sie können zum Teil sogar lesen und schreiben, was ungewöhnliche Bildung bedeutet. Aber auch hier wie in ganz Tibet gilt die Frau an sich als unglückbringendes Wesen, das die Gottheiten erzürnt, das den Waffen die Treffkraft nimmt. Sie darf in K'am nie ein fremdes Haus oder gar dessen Kochraum betreten, der Herdgott würde dadurch erzürnt werden. Er wohnt nämlich im Herde selbst, und man darf daher auch nicht mit Stiefeln herantreten oder gar etwa diese zum Trocknen auf den Herd stellen. Kocht einmal eine Speise über, dann muß die Gottheit um Verzeihung gebeten und das Feuerloch erneuert werden. Vor jeder Mahlzeit erhält sie als Opfer ihren Anteil, der in eine besondere Höhlung in der Lehmwand getan wird. Die Nationalspeise ist Tsamba, die aus gerösteter und gemahlener Gerste hergestellt wird. Dieses Gerstenmehl wird in eine fast leer getrunkene Teetasse geworfen und ein größeres Stück Butter hinzu-

gegeben; das Ganze wird in der Tasse mit der Hand zu einem Teig geknetet, der weder an den Fingern noch an der Tasse kleben darf. Es gilt das für unanständig, ebenso wenn dabei Mehl verschüttet wird. Aus diesem Tsamba-teig fertigt man meist um Neujahr Figuren in Kegel-form und mit Butter beschmiert und opfert sie den



Tsch'orten im Lande Ling-gose.

Göttern durch Verbrennen. Das tibetische Hauptge-tränk ist Tee, aus gepreßtem Ziegeltee bereitet; der echte Tibeter trinkt ihn fünfmal am Tage. Zwei Drittel der Gesamteinfuhr aus dem Osten, die jährlich etwa eine halbe Million Mark beträgt, entfällt auf Tee. Die Frauen verstehen es aber auch, aus gegorener Stuten-milch einen berauschenden Schnaps zu bereiten; bei solchen Gelagen erhitzen sich dann auch manchmal die sonst durchaus nicht heißblütigen Fan tse, und sie greifen zu den Waffen, die ihre steten Begleiter sind. Außer dem

fast horizontal im Gürtel getragenen Schwert führt der Tibeter die typische Gabelflinte, ein Luntengewehr, dessen Treffsicherheit naturgemäß keine große ist trotz der Gabelstützen. Moderne Gewehre sind daher sehr begehrt, und so manches ausrangiertes Militärgewehr europäischer Nationen wird hier als größte, teuer erkaufte Kostbarkeit behütet.



Ein Yidam, einer der Schutzgötter mit Gebetsglocke und Dordyi in der Hand (Bronze).

Die Figur wird auf den Mund eines Kranken gesetzt, und der Kranke nimmt durch den Mund des Gottes hindurch seine Arzneien ein.

Die Schicksalstunde Roms

Von Emil Rasmussen

Deutsch von Werner Peter Larsen

Im vergangenen Jahre erschien zu Kopenhagen in dänischer Sprache ein Roman: Donna Linda, von Emil Rasmussen, der Zeugnis gibt, wie ein Däne die treubrüchigen Italiener beurteilt. Ein Bruchstück möge davon Zeugnis geben.

In der Frühe eines Maimorgens stand Doktor Silvio Meda auf dem Korso und las einen von Gabriele d'Annunzio unterzeichneten handgeschriebenen Aufruf, der eben an der historischen Ecke des Café Aragno, der Hochburg der Kriegshetzer, angeschlagen worden war. Silvio Meda hatte sich für einige Tage freigemacht, um die politischen Ereignisse, die ihrem Höhepunkt zustrebten, aus nächster Nähe verfolgen zu können, denn im Laufe der Woche waren zwei der erbittertsten Gegner in Rom eingetroffen und hatten die Gegensätze bis zum Äußersten verschärft: d'Annunzio und Giolitti, der bis über die Ohren verschuldete, landflüchtig gewesene Dichter und der seit einer langen Reihe von Jahren einflußreichste Politiker wirkten nun gleichsam als zwei scharfumrissene Symbole, die Krieg oder Frieden bedeuteten. Die Mehrzahl der Abgeordneten hatte sich, wie es hieß, um ihren alten Führer Giolitti geschart; die Volksvertreter verlangten den Frieden. Nun aber rief der Dichter das „Volk" von Rom auf die Gassen und Märkte, um zu protestieren gegen jene, die, wie er sagte, „im Begriff standen, Italien zu verraten". Welch schicksalsschwerer geschichtlicher Zeuge, dies Stück Papier da an der Mauer! Oder bedeutete es nicht etwa die Erhebung des Pöbels zum Lynchrichter über die verantwortlichen Männer der Nation? Bedeutete es nicht etwa, daß die „Vorkämpfer

für Freiheit und Zivilisation" brutale Gewalt an die Stelle des Rechtes gesetzt wissen wollten? Eine schreiende, klägliche, tragikomische Karikatur. Für die Bluthunde des Krieges war die Frage, ob Krieg oder Frieden, längst entschieden, denn im Worte Frieden lag ein zu gefährliches Lockmittel für alle Feiglinge, — nein, wenn Giolitti wirklich siegen sollte, so gab es nur eine Antwort darauf, und die hieß: Revolution. Und da der Krieg sich fern an den Landesgrenzen abspielen sollte, während die Revolution durch die Straßen von Rom selbst toben würde, gewannen die Kriegshetzer mit ihrem Feldruf: „Krieg oder Revolution!" nach und nach alle hohen und niederen Feiglinge für sich. Salandra, der sich längst für die Entente und den Krieg entschieden, hielt sich, aus Berechnung oder aus Heuchelei, nach außen hin im Hintergrund. Aller Blicke waren in diesem Augenblick auf den König gerichtet. Jede Stunde konnte die Entscheidung bringen.

Auf dem Korso traf Meda einen alten Schulfreund, Tito Levi, der Beamter im Finanzministerium war. Die beiden Freunde hatten sich seit einer ganzen Reihe von Jahren nicht mehr gesehen und tasteten einander deshalb erst gleichsam ab, bis sie herausfanden, daß sie beide Anhänger des Friedens seien und deshalb offen miteinander reden könnten. Ein singender Menschenhaufe zog mit vorangetragenen Fahnen vom Tiber herauf und wälzte sich quer über den Korso in der Richtung auf die Via Condotti. Heisere Stimmen gröhlten die „Fratelli d'Italia" und stimmten zum Schluß die Hymne auf den österreichischen Hochverräter Oberdank an, der versucht hatte, seinen Kaiser meuchlings zu morden.

„Komm mit," sagte Tito Levi. „Es ist immerhin

lehrreich, sich die Elemente aus der Nähe zu betrachten, denen man zugesteht, über das Schicksal Italiens zu entscheiden. Du kannst da wertvolle Studien über den Begriff Volksfreiheit machen."

Sie holten den Zug ein und schritten langsam neben ihm her. Vor einem Reisebüro und der Niederlassung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft mit deutschen Namen wurde gepfiffen, gehöhnt und geschimpft; das gleiche geschah vor einer schweizerischen Konditorei in der Mitte der Straße, die einige Tage darauf demoliert wurde. Den Anlaß dazu gab eine Einsendung in einem kriegshetzerischen Blatt, das ganze Proskriptionslisten enthielt, in welcher der Einsender — ein Konkurent vermutlich — ganz ungeniert fragte: „Wie ist es möglich, daß man dem deutschen Konditor in der Via Condotti noch immer nicht die Fenster eingeschlagen hat?!" In der nächsten Nacht wurde sein frommer Wunsch in der ausgiebigsten Weise verwirklicht. . . .

Der Zug, der von Polizeimannschaften begleitet, ja, wie sich bald herausstellte, von ihnen geradezu angeführt wurde, stürmte über die Spanische Treppe in die Via Sistina und suchte bei der ersten Straßenkreuzung nach links einzuschwenken, um zur Villa Malta, der Residenz des Fürsten Bülow, zu gelangen. Aber dieser Versuch schlug fehl, und die Radaumacher mußten sich damit begnügen, aus der Ferne „Abasso Buloff!" zu schreien, denn die Regierung verstand keinen Spaß, sie ließ durch ein Truppenaufgebot die peinlichste Ordnung vor der Villa Malta aufrechterhalten. Der Zug zog also über die Piazza Barberini in die Via Veneto, die Straße der vornehmen Hotels, um Gabriele d'Annunzio zu huldigen, der im Hotel Regina, gegenüber vom Palais der Königinwitwe, abgestiegen war. Aber der

Gesuchte war zu einem patriotischen Frühstück geeilt, und die Begeisterten stürmten deshalb in das reiche Ludovisiviertel, den Hauptsitz der Fremdenkolonie. In einem der oberen Stockwerke eines Hauses in der Mitte der Straße wohnte eine deutsche Familie. Der Haufe versuchte das Haustor zu sprengen, es widerstand allen ihren Bemühungen. So blieb nichts anderes übrig, als einen Steinhagel durch die Fensterscheiben zu schicken. Lächelnd, mit gekreuzten Armen, sahen die Karabinieri zu; im Namen der Zivilisation.

Die beiden Freunde blieben stehen und ließen den Zug an sich in der Richtung auf die Via Venti Settembre vorbeiziehen.

„Nun hast du sie gesehen," sagt Tito Levi. „In diesem Pöbelhaufen waren noch nicht einmal zehn erwachsene, stimmberechtigte Bürger. Über die Hälfte Schulbuben unter sechzehn Jahren. Die haben gut nach Krieg schreien, weil sie wissen, daß sie nicht mit brauchen, weil sie noch zu jung sind. Und die anderen, die noch dabei waren, haben eben etwas auf dem Kerbholz, diese Kerle sind heeresunwürdig; schau sie doch nur an: Zuhälter, Taugenichtse und Tagediebe, die es, statt zu arbeiten, vorziehen, in den Straßen herumzulungern und den Fremden allen möglichen Schund aufzuhängen. Nun, da es keine Fremden gibt, sind sie brotlos, und die fremden Botschafter geben ihnen fünf Franken im Tag und einen anständigen Anzug, damit die Zeitungen wenigstens schreiben können, es seien Studenten gewesen. Und dieses Gesindel repräsentiert jetzt ‚die Stimme des Volkes', den ‚Willen des Volkes' und die ‚Freiheit und Kultur'. Welch eine niederträchtige, schändliche Komödie! Wo soll das noch hinführen?"

„Laß nur Giolitti ans Ruder kommen," sagte Meda, „da sollst du sehen, wie binnen vierundzwanzig Stunden dieser künstlich gemachte Skandal ein Ende nimmt. Was die fremden Botschafter nicht auf dem Gewissen haben, das trifft unsere eigene Regierung, die genau weiß, was sie will, oder merkst du nicht, wie sie uns mit dieser zynischen Provokation und durch die ungestrafte Vergewaltigung der friedlichen Bürger durch diesen Pöbel den Schreck vor dem Revolutionsgespenst in die Glieder jagen will? In einer Fremdenstadt wie Rom, das weder Handel noch Industrie hat, wird eine Regierung, selbst wenn sie nur eine verschwindende Minderheit repräsentiert, jederzeit eine Revolution wagen können, denn sie hat in der Polizei und dem Heer von Beamten einen Rückhalt, der sie bestimmt nicht verlassen wird; und wenn es ihr sogar ganz schlecht gehen sollte, hat sie dann nicht immer noch genügend skrupellose Individuen an der Hand, die bereit sind, vor aller Welt die römische Volksstimmung zu markieren, ja unter Umständen, sei es nun mit Geld oder ohne, auch die Hitzköpfe der Universität mit sich zu reißen, die das Bürgertum so gern auf dem Plan sehen möchte, um sich auf die Stimme der ‚Intelligenz' berufen zu können?"

Sie kehrten um und wanderten wieder der inneren Stadt zu, um sich die Spuren anzusehen, die das Pöbelregiment an den Geschäften der „Feinde Italiens" hinterlassen hatte. Da war eine große deutsche Buchhandlung, die ihre sämtlichen Aushängeschilder und großen Spiegelscheiben, ein kleines Vermögen geradezu, eingebüßt hatte. Da war ein ungarischer Wirt, dessen Räumlichkeiten „im Namen der Kultur" demoliert worden waren, obwohl er seit langem italienischer Staatsangehöriger war, ja obwohl seine Söhne als Offiziere

im italienischen Heer standen. Aber was scherte das die blinde Wut des losgelassenen Pöbels? Der Kerl hatte die Unverschämtheit besessen, in Rom Pilsner Bier zu verkaufen, wie die Italiener in Deutschland und Österreich italienische Weine verkaufen; das konnte nicht so hingenommen werden, man mußte sich ausgiebig rächen.

Eine Schar von Zeitungsverkäufern stürmte die Straße herauf: „Fuori i barbari! Fuori i barbari! Hinaus mit den Barbaren!“ Das war der Titel des jüngsten kriegshetzerischen Blattes, die Kriegshysterie, eingefangen in einen schmutzigen Wisch Papier.

„Ich kenne zufällig den Herausgeber,“ sagte Tito Levi. „Ein talentloser Maler, der es zu nichts brachte. Er ist überdies zum zweiten Male mit einem ‚Barbarenweib‘ verheiratet. Als er im Land der Barbaren in einem Barbarenhotel wohnte, hatte er das fabelhafte Glück, daß ihm rein zufällig ein ganzer Haufe Bilder, die für eine ungeheure Summe versichert waren, in Flammen aufging. Ein nettes Früchtchen, wie du dir denken kannst. Aber er kann es sich auf die Barbarenversicherungssumme hin wohl leisten, Zeitungen zu gründen, und im übrigen wird Barrère schon Sorge tragen, daß er finanziell nicht zu kurz kommt. Dazu ist er als Schwindsuchtskandidat überdies auch noch sicher, nicht an die Front zu kommen.“

„Ja, aber warum in Gottes Namen dulden wir eigentlich solche Subjekte und solche Zeitungen?“

„Ja, warum? Warum wir überhaupt diese ganze Gewaltherrschaft dulden? Weißt du es nicht? Weißt du etwa nicht, daß du und ich und jeder, der vor den unausbleiblichen Greueln des Krieges zurückbebt, auf den schwarzen Listen stehen? Weißt du nicht, daß einem

jeden von uns, wo er auch geht und steht, soundsoviele Spione nachlaufen? Hast du nicht gelesen, was ‚Popolo d'Italia' schrieb, daß jeder Abgeordnete, der gegen den Krieg stimmt, hinterrücks niedergeschossen werden sollte? Hinterrücks, verstehst du wohl? Und solltest du noch nicht wissen, daß um jeden verdächtigen Abgeordneten eine Schar von Erpressern gruppiert ist, die ihm so lange mit allem möglichen drohen, bis sie ihn mürbe bekommen haben? Sieh, gestern erst prügelte man einen Abgeordneten vor der Hauptpost halb tot, gestern erst wurde ein ehemaliger Minister in der Straßenbahn der Via del Tritone überfallen; ja selbst einen persönlichen Freund des Königs bedrohte man auf dem Korso mit dem Revolver in der Hand. Und das alles einzig und allein im Namen der ‚Freiheit und der Kultur'. Verstehst du?"

„Ja, sind wir denn feiger, als alle die anderen?"

„Nein, feiger sind wir gewiß nicht, aber wir wiegten uns bis jetzt in dem törichten Glauben, in der absoluten Mehrheit zu sein, und ließen den anderen inzwischen Zeit, sich systematisch zu organisieren. Darin liegt ihre Macht. Wir anderen aber stehen zersplittert und unorganisiert da, ja wir haben nicht einmal die Zeitungen, die wir haben sollten, und das rächt sich bitter."

Sie folgten dem mehr und mehr anwachsenden Menschenstrom über den Korso hin. Die Demonstranten, die den Quirinalplatz gekreuzt hatten, stürzten gerade aus den Seitenstraßen hervor und zogen zu ihrem Hauptquartier: der Redaktion des Regierungsblattes „Giornale d'Italia". Von den Fenstern der Redaktion herab hielten junge Journalisten entflammende Ansprachen. Eine österreichische Fahne wurde feierlich verbrannt. Ein französischer Journalist, in

ganz Rom als unermüdlicher Agitator bekannt, kam in einer Droschke herbeigeeilt. . . . Während des Tripoliskrieges war er der Frau eines Arabers etwas zu nahe gekommen und hatte deshalb mit dem scharfen Messer des Mannes Bekanntschaft machen müssen, Grund genug, daß die gesamte italienische Presse ihn mit einer Gloriole umkleidete und ihn zu einer Art von Nationalheiligen erhob. Und nun war Jean persönlich da; natürlich erwartete man, daß Jean zum Volk sprechen werde. Aber zum Volksredner war Jean leider nicht geboren. Bebend vor Lampenfieber ergriff er aus der Hand von irgend jemand eine italienische Fahne, schwenkte sie durch die Luft und bekam den brillanten Einfall, sie darauf inbrünstig zu küssen. „Viva l'Italia!"

Einer nach dem anderen stiegen danach sämtliche Zuhälter und Hochstapler Roms in die Droschke und küßten ihrerseits Jean, während das „Volk" ringsum Tränen höchster patriotischer Rührung vergoß.

Inzwischen waren die Ausgänge nach der Piazza Colonna und der Piazza Montecitorio von Truppen besetzt worden. Hoch droben auf dem Postament seiner Säule stand der Apostel Paulus und schaute verwundert hinunter in das Gewimmel der Kavallerie und das aufgeregte Gedränge der Menschenmassen unter ihm. Nach und nach leerten sich die Straßen, um schließlich fast verlassen dazuliegen. Die Revolutionäre waren heimgegangen, um Makkaroni zu essen.

Am Nachmittag besuchte Silvio Meda verschiedene alte Freunde; zumeist Ärzte und höhere Beamte. Die meisten von ihnen entpuppten sich als geschworene Anhänger des Krieges. Ha, zu was brauchte man da noch viel Worte zu verlieren? Es bot sich Italien eine nie wiederkehrende Gelegenheit, endlich die „unerlösten

Provinzen" zu erobern und sich zugleich in Besitz der ganzen Adria zu setzen. Die ganze Sache handelte sich im Grunde genommen ja nur um einen militärischen Spaziergang von zwei, drei, im allerschlimmsten Falle von fünf Monaten Dauer. Italien mußte die Alleinherrschaft über die Adria gewinnen! Das italienische Volk bedurfte eines sammelnden und einigenden Krieges. Rache dem verhaßten Erbfeind! Nahezu ohne Opfer konnte Italien den alten Ruhmesglanz des römischen Kaiserreiches wiedergewinnen. Auf zum Kampf für die Zivilisation, für Recht und Freiheit!

Silvio Meda beschwor die Sprecher mit Tränen in den Augen, die Dinge kühl und nüchtern zu betrachten und sich nicht von dem Lügenwust einer feilen Presse mit fortreißen zu lassen. War es denn etwa nicht denkbar, daß sie Österreich dennoch unterschätzten, das Österreich, das die russischen Riesenheere gerade jetzt in den Karpathen zu Paaren trieb und an der Nordostgrenze Italiens aus schier uneinnehmbaren Stellungen in die italienische Ebene hinabsah? Oder meinten sie gar, es sei eine Kleinigkeit, die Alpen in Schutt und Trümmer zu schießen?

Aber Silvio Meda wagte noch von sehr viel mehr zu sprechen. Er sprach von der drohenden Gefahr eines Groß-Serbiens, das als gehorsamer Vasall Rußlands zur Adria strebte, und er sprach von der Gefahr eines siegreichen Rußland, das, einmal zur Mittelmeermacht geworden, Italien unfehlbar von der türkischen Levante vertreiben müsse. Er sprach von der Gefahr, die darin liege, große jungslawische Völkerstämme jenseits der Adria dem heutigen Italien einzuverleiben, wodurch ja alles Gerede vom Nationalitätenprinzip zu einer schamlosen Heuchelei herabsinke, und er sprach

auch davon, daß jede Stärkung Englands und Frankreichs im Mittelmeer naturnotwendig die Schwächung Italiens nach sich ziehen müsse. Oder war es etwa noch nicht genug, daß England Italien jederzeit durch die Sperrung von Gibraltar und Suez aushungern konnte? Daß die Kanonen von Malta und Biserta ihre Mündungen gegen Sizilien reckten? Sollte Italien sich in diesen schwersten Stunden Europas in eine Politik stürzen, gegen die seit einem Jahrhundert seine größten Staatsmänner angekämpft hatten? Was sollte denn werden, falls die großen erträumten Eroberungen ausblieben, falls der Krieg sich ein oder zwei Jahre hinziehen sollte —? Da würde ein Drittel, ja womöglich die Hälfte des italienischen Nationalvermögens in Pulverdampf aufgegangen sein. Eine halbe oder eine ganze Million junger Männer würden unter der Erde liegen. Italien würde zu einem Armenasyl geworden sein.

Silvio Meda fand überall taube Ohren, überall nur die verzweifelte Entschlossenheit, alles auf eine Karte zu setzen. Aber er ließ nicht nach. Er brachte alles vor, was nur irgend möglich war, er sprach von dem Schandfleck, der für ewige Zeiten an Italien haften bleiben werde, von der Ehrlosigkeit eines Wortbrüchigen, von der heimtückischen Niederträchtigkeit eines Italien, das seinem früheren Verbündeten in der Stunde der Gefahr das Messer in den Rücken stieß. Man hörte ihn an und lachte ihm zynisch ins Gesicht. Aber so sehr all diese Gespräche ihn auch mit Besorgnis erfüllten, er ließ dennoch die Hoffnung weder an diesem noch am nächsten Tage fahren, um so mehr als es deutlich war, daß die Polizei aus Furcht vor einem etwaigen Regime Giolitti ihre Haltung zu verändern begann.

Erst am Sonnabendnachmittag, als ganz Rom

sich in den Straßen bewegte, schlug die Stimmung plötzlich um. Giolitti hatte sich nicht gerührt; er mußte wohl gesehen haben, daß er zu spät gekommen war. Ein Teil seiner ehemaligen Anhänger in der Kammer hatte sich einschüchtern lassen, und es ging das Gerücht, der König habe sich schon gebunden, noch bevor er am vierten Mai den unkündbaren Vertrag an Österreich aufsagte. Niemand von den drei politischen Veteranen, die er hatte zu sich rufen lassen, hatte es gewagt, die Kabinettsbildung zu übernehmen. Die ganze Ministerkrise erschien mehr und mehr als eine abgefeimte Komödie, nur allein darauf angelegt, unter den Kriegshetzern den Ruf nach Sammlung und nach einem Krieg bis aufs Messer gegen Giolitti und seine Anhänger aufflammen zu lassen. Eine Palastrevolution; eine unblutige Revolution von oben herab. Die Blätter prophezeiten: Salandra werde die Zügel der Regierung von neuem an sich nehmen.

Am nächsten Tage, einem Sonntag, zeigte Rom ein völlig verändertes Aussehen. Die Drohungen mit der Revolution hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; nun konnte man darangehen, offen für den Krieg zu werben. Auf der Piazza del Popolo, dem Platz des Volkes, war eine Riesenversammlung anberaumt. Und hier sah man zum ersten Male die breiten Schichten des römischen Volkes zusammenströmen, das über Nacht begriffen hatte, wohin der Wind wehte, und sich nun von der Strömung treiben ließ. Die Veranstalter zogen die Geschichte Italiens in die Gosse hinab, um die Massen anzufeuern; Musikkapellen spielten die alten, begeisternden Hymnen aus den großen Augenblicken Italiens, die letzten weißhaarigen Garibaldianer in ihren roten Kitteln hatten sich sogar eingefunden, viele

so schwach und blind, daß sie geführt werden mußten; die Fahnen Trients, Istriens und Dalmatiens wehten in der Luft, als Verheißung der großen, künftigen Eroberungen. Wie verlockend für alle diejenigen, die nicht an den morgigen Tag dachten, sich in diesen Taumel zu stürzen und sich von der Stimmung mit fortreißen zu lassen.

Nach Schluß der Versammlung setzte sich die Menschenmenge in der Richtung zum Quirinal in Bewegung, um dem plötzlich populär gewordenen König ihre Huldigung darzubringen, während junge, schöne Frauen ihr von den Fenstern und Altanen herab Blumen auf den Weg streuten.

Noch während der Zug unterwegs war, kamen die Abendblätter heraus. Der König hatte sich geweigert, Salandras Entlassung anzunehmen. Die Würfel waren also bereits gefallen. Der König wich vor der Revolution zurück. Der Gedankengang schien auf der Hand zu liegen: die Dynastie hatte mehr als einen unglücklichen Krieg überwunden, aber sie mußte die Revolution fürchten, die zum mindesten Frankreich und den gesamten Generalstab hinter sich hatte. Lange genug hatten die Republikaner dem König zugerufen: „Den Krieg oder deine Krone!" Nun hatten sie den Krieg, und die Krone blieb — einstweilen wenigstens — wo sie war.

Durch die stille, sternhelle Nacht wanderte Silvio Meda langsam am Ufer des alten Tiber entlang. Der Fluß zog gleichgültig und ruhig dahin, gesättigt von den Jahrtausende alten Erfahrungen der Geschichte. „Wir beide stehen außerhalb dieses Geschehens," murmelte der alte Fluß. „Eine Handvoll Tyrannen vergewaltigte im Namen der Freiheit mein Volk, nach dem sie es vor-

her in ihrem Lügennetz einfingen. Aber kommen wird der Tag, da dies gleiche Volk erwachen und Rechenschaft fordern wird. Der Tiber kann warten."

Der Nachtwind strich leise über die dunklen Wasser, und es war, als flüstere er all die Worte der Verräter, die sich gegen sie selbst und ihr Tun gewandt hatten: „Die Politik der Hyäne und des Aasgeiers. Der Hyäne und des Aasgeiers ..."



Die Ostsee ein deutsches Meer

Von Gregorius Marschner

Die Feinde Deutschlands im jetzigen Weltkrieg haben durch ihre untereinander abgeschlossenen Verträge kundgegeben, daß sie gewillt sind, auch nach Friedenschluß weiter Krieg zu führen, indem sie den deutschen Handel zu unterbinden gedenken. Wenn die Friedensbedingungen letzten Endes allein durch den Erfolg der Waffen bestimmt werden, so darf man doch nicht verkennen, daß schließlich die in vierundvierzig Friedensjahren herausgereifte Macht und Größe des deutschen Handels zum Kriege geführt hat. Die Kriegsursache wird füglich zum mindesten in der Gestalt eines erbitterten Konkurrenzkampfes zwischen England und Deutschland weiter bestehen und Formen annehmen, die wir heute noch nicht übersehen können. Darüber hinaus steht schon jetzt fest, daß es für Deutschland gilt, im überseeischen Handel wieder ganz von vorn anzufangen. Etwa eine Million Tonnen unseres deutschen Handelschiffsraumes befindet sich in Feindeshänden und nur wenige hunderttausend Tonnen Handelschiffe feindlicher Flagge konnten bei Kriegsbeginn in deutschen Häfen mit Beschag belegt werden. Durch Zerstörung und Abnützung im Kriege sind weitere, bedeutende Summen der Handelstonnage Deutschlands verloren gegangen, und wenn auch durch Reichsgesetz in der letzten Tagung des Reichstages die Wiederherstellung der deutschen Handelsflotte beschlossen wurde, so gilt es doch nicht nur neue Werte zu schaffen, sondern auch diese Werte als volkswirtschaftliche arbeiten zu lassen. Die künftige deutsche Handelsflotte wird nach Friedenschluß sich neue Wege und neue Ziele suchen müssen, denn auf dem weiten Ozean sind uns die alten für die nächste Zeit verschlossen und nur in jahrelanger, un-

rentabler Arbeit wieder zu gewinnen. So steht es mit der Ostasien- und mit der Amerikafahrt. Wo früher Hamburger und Bremer Schiffe die deutsche Flagge zeigten, schwimmen schon heute amerikanische und japanische Kauffahrer. Das sind freilich zwei Konkurrenten, die England ebenso zu fürchten hat, wie Deutschland, und die britischen Reeder werden gar bald die kurzsichtige, blindwütige Politik eines Grey und seiner willigen Gefolgschaft und Nachfolger verfluchen. Aber geteiltes Leid ist in diesem Fall eben nicht halbes Leid.

Auf dem Weltmeer wird es nach dem Kriege ganz anders aussehen als vorher; die auf dem Meeresboden liegenden, im U-Boot-Krieg versenkten englischen Schiffe kommen nie wieder, und damit wird für lange Jahre der Verkehr auf den großen Schiffahrtsstraßen nicht allzu groß sein. Teuerung und Knappheit werden auch für die Folge auf dem Weltmarkt herrschen. Die großen Kapitalien blieben glücklicherweise bei uns im Lande, aber die englischen und französischen Gelder flossen nach Amerika und Japan gerade an die Stellen, die kein Interesse daran haben, sie im überseeischen Handel mit Europa anzulegen, denn beide sind Gegner, die wohl wissen, daß es gilt, Kräfte zu sammeln für den großen Waffengang um die Selbstbehauptung im pazifischen Ozean. In der näheren Zukunft wird die Versorgung der Alten Welt auf eigenen Schiffsraum angewiesen sein und mit der dezimierten Handelsflotte werden Deutschland sowohl als England vergeblich offene Türen suchen. Wie England wieder die Adern im gewaltigen Leib seines Kolonialreiches in Ost und West mit kreisendem Blut füllen will, das ist seine Sorge. Deutschland ist seinem Feinde gegenüber jedenfalls auch hierin

im Vorteil, indem es die innere Linie hält. Mit seinen Verbündeten zusammen bildet es den Kern der Alten Welt und von unverwundbaren Stellen aus kann es strahlenförmig nach Ost und West, nach Nord und Süd zerrissene Fäden spinnen, seinen verlorenen Welthandel von gesicherter Basis aus wieder in die Wege leiten, ohne sich ins Uferlose verlieren zu müssen. Der Verlauf des Krieges in Italien gibt den Mittelmächten die Gewähr, daß die Adria und damit der Zugang zum Mittelländischen Meer vielleicht in noch weiterem Maße als bisher geöffnet bleibt. Die Behauptung der Donaumündung, der feste Besitz Konstantinopels und des östlichen Balkans und der Zugang zum kleinasiatischen Hinterland und seinen Küsten sichert ihnen die Wege nach dem Orient mit vielen festen Etappen.

Für Deutschland insbesondere wurden aber im Herbst des Kriegsjahres 1917 mit der Eroberung Rigas, der Besetzung der russischen Bollwerke auf den Inseln des Rigaer Meerbusens und mit dem Ausbau der ehemals russischen Küstenplätze Libau und Windau in Kurland Aussichten von der denkbar größten Bedeutung geschaffen. Der strategische Wert der deutschen Beherrschung der Ostsee wird vielfach nicht genügend beachtet insofern, als sich daraus handelspolitische Möglichkeiten ableiten lassen, die für Deutschlands Zukunft von größter Wichtigkeit sind. Dabei besteht die Wahrscheinlichkeit, daß das jetzt Erreichte noch nicht den Abschluß der deutschen Marineerfolge in der Ostsee bildet, daß vielmehr in der Folge die russische Flotte bis in dem inneren Finnischen Meerbusen lahmgelegt bleiben wird. Schon heute aber beträgt die nördliche Absperrlinie von der besetzten Insel Dagö bis zu den schwedischen Hoheitsgewässern weniger als zweihundert-

fünfzig Kilometer. Es gelang der deutschen Flotte, den nur fünfundsiebzig Kilometer breiten Zugang des Finnischen Meerbusens, die Einfahrt zu den russischen Küstenplätzen Baltischport, Reval, Helsingfors und Kronstadt zu verriegeln, und die russische Flotte blieb wie die Maus in der Falle gefangen. Nun hatten die Russen mit englischer Hilfe die den Zugang zum Bottnischen Meerbusen beherrschenden Alandsinseln, entgegen dem seinerzeit mit Schweden geschlossenen Vertrag, befestigt. Wenn die russisch-deutschen Friedensverhandlungen ergebnislos verlaufen und die deutsche Flotte diese Befestigungen ebenso niederkämpfen muß, wie die Werke auf Ösel und Dagö, so wird sich ihr Operationsgebiet auch auf den Bottnischen Meerbusen erstrecken. Vom Dänischen Sund und vom Großen Belt im Westen bis Haparanda im Norden käme damit das gesamte Binnenmeer der Ostsee in deutschen Besitz. Diese Vorherrschaft Deutschlands im Ostseegebiet liegt aber nicht nur in deutschem Interesse, sondern in gleichem Maße im Interesse der anliegenden neutralen Länder Dänemark und Schweden, die in ihren wirtschaftlichen Beziehungen schon immer in erster Linie auf Deutschland angewiesen waren. Schwedens Küsten bilden fast ausschließlich Hinterland der Ostsee und Dänemark annähernd zur Hälfte.

Die Zugänge Schwedens, Dänemarks und Rußlands zum Weltmeer führen durch das Kattegat. Rußlands Seehandel über die Ostsee muß sich auch in der Folge seinen Weg bahnen durch die engen Gewässer des Großen Belt, des Sund und durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal. Es ist der deutschen Flotte nicht schwer gewesen, diese Zufahrtswege im Kriege fest abzuschließen, und wenn wir einen Frieden unter dem

Zeichen der Handelsbefehdung bekommen, so bleibt es ganz dem deutschen Willen überlassen, ob die Ostsee ein deutsches mare clausum, oder eine offene Bucht des Weltmeeres wird. Jedenfalls muß die Ostsee in der Zukunft wieder das werden, was sie zur Zeit der Hansa war, ein deutsches Meer.

In richtiger Erkenntnis der deutschen Stärke in der Ostsee und ihrer eigenen Abhängigkeit vom deutschen Willen haben Schweden und Dänemark Neutralität bewahrt. Diese Neutralität wird aber in Zukunft nicht genügen, den deutschen Besitzstand in der Ostsee zu gewährleisten, denn Deutschland befindet sich in der Lage eines Hausbesitzers, dessen Ausgangstor zur Straße unter der Obhut des Pförtners vom Nachbargrundstück steht. Für die Sicherheit des eigenen Besitzes ist es unerträglich, seinen Schutz fremden Händen anzuvertrauen. Da Deutschland niemals die Absicht gehabt hat und sie auch in Zukunft nicht haben wird, den Sund und den Großen Belt mit den anliegenden Küsten in Besitz zu nehmen, wie es England in der Zugangstraße zum Mittelmeer mit Gibraltar getan hat, so bleibt nichts anderes übrig, als die nordischen Königreiche mit einzuziehen in den Bund der Mittelmächte. Nur dadurch, daß für die Folge von Skandinavien bis zum Mittelmeer ein Länderdamm gezogen wird, kann es den Mittelmächten möglich werden, ohne englischen Druck zu atmen, zu leben. Die Lunge, mit dem es seinen, sich und andere belebenden Atem einzieht und ausstößt, bleibt für Deutschland die Ostsee, wie es für Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien die Meere der Levante bleiben. Um diesen Besitz müssen die Mittelmächte kämpfen bis zum endgültigen Sieg. Mit der Erlangung der deutschen Herrschaft über die Ostsee

soll natürlich das deutsche Kriegsziel nicht als durchgeführt bezeichnet werden; die Ostseebeherrschung kennzeichnet vielmehr ein Mindestmaß deutscher Forderungen, deren Erlangung das Deutsche Reich benötigt, um seinen Handel auf einer gesicherten Basis wieder aufbauen zu können.

Der deutsche, zum großen Teil auf den Schiffahrtswegen der Ostsee betriebene Handel betrug im Jahre 1913 in Dänemark 191,8 Millionen Mark Einfuhr und 283,9 Millionen Mark Ausfuhr; in Schweden 224,2 Millionen Mark Einfuhr und 229,8 Millionen Mark Ausfuhr; in Finnland 45,2 Millionen Mark Einfuhr und 97,5 Millionen Mark Ausfuhr; in Rußland 1424,6 Millionen Mark Einfuhr und 880,2 Millionen Mark Ausfuhr. Infolge der Lostrennung Polens von Rußland und der zu deutschen Faustpfändern gewordenen russischen Gebiete von Litauen und Kurland wird der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Rußland noch mehr als bisher sich dem Wasserweg zuwenden.

Es betrug im Jahre 1912 in den russischen Häfen St. Petersburg und Riga die Einfuhr 4 671 600 Tonnen, die Ausfuhr 4 559 000 Tonnen; in den schwedischen Häfen Stockholm, Malmö, Helsingborg, Gothenburg die Einfuhr 9 941 000 Tonnen, die Ausfuhr 9 925 000 Tonnen; im dänischen Hafen Kopenhagen die Einfuhr 3 942 000 Tonnen, die Ausfuhr 3 990 000 Tonnen. Der Verkehr in nichtdeutschen Ostseehäfen beläuft sich mithin auf rund 37 000 000 Registertonnen Schiffsraum. In den deutschen Häfen der Ostsee fuhren 22 000 000 Registertonnen Schiffsraum ein und aus, insgesamt befuhren demnach im Jahre 1913 die Ostsee Schiffe von 49 Millionen Tonnen Gehalt. In den

deutschen Plätzen der Nordsee verkehrten dagegen etwa 48 Millionen im gleichen Zeitraum und durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal 10,25 Millionen Tonnen.

Der Verkehr in der gesamten Ostsee war demnach wesentlich größer wie der Verkehr in den deutschen Plätzen der Nordsee. Aus den oben angeführten Gründen wird die Schiffahrt nach dem Kriege in der Ostsee eine gewaltige Steigerung erfahren, die sich um so mehr ausgestalten dürfte, je fester wir uns mit Schweden und Dänemark verbünden und je beharrlicher wir unsere Errungenschaften in Rußland behaupten werden; es genügt dabei vollständig ihre wirtschaftliche Angliederung an das bereits erwähnte mitteleuropäische Staatengebilde. Wenn Deutschland sich in der Tat seinen Platz in dem großen, überseeischen Handel erst wieder im jahrelangen Handelskrieg erobern will und muß, dann darf es auf die unbestreitbare Vorherrschaft in der Ostsee nicht verzichten. Wenn es auf dem Weltmeer allenthalben durch England und seine Verbündete versperrte Wege und Plätze findet, so muß es im Selbsterhaltungstrieb auf sein Recht und seine Macht in der Ostsee pochen. Geht der Wirtschaftskrieg nach dem Krieg mit Blut und Eisen tatsächlich hart auf hart, dann müssen wir die Ostsee machen zu dem, was sie ursprünglich war, zu einem mare clausum. Dann kommt die mitteleuropäische Kontinentalsperre von innen heraus, bis die Mittelmächte im engeren Kreis soviel Kraft und Atem aufgespeichert haben, daß sie den Ring, der sie vom Atlantischen und Großen Ozean, also von den Schiffahrtswegen der großen Fahrt absperrt, sprengen können. Auch hierbei wird es sich zeigen, daß die strategische innere Linie den höheren Wert besitzt.

Erst wenn der Suezkanal und die Meerenge von Gibraltar und zuletzt der Panamakanal offene Türen für den friedlichen Wettbewerb der seefahrenden Nationen sein werden, aber auch erst dann darf Deutschland die Zugänge zur Ostsee für alle öffnen.



Begehen Tiere Selbstmord?

Eine naturwissenschaftliche Plauderei von Professor Dr. Eugen Meller

Gibt es Tiere, die sich absichtlich selbst töten, oder ist der Selbstmord ein trauriges Vorrecht des Menschengeschlechtes? Wenn jedoch behauptet wird, man könne keinem Tiere die zur bewußten Selbsttötung nötigen Fähigkeiten zuschreiben, denn nur der Mensch vermöge im Besitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte nach reiflicher Überlegung — also ohne die geringste Störung seiner Gehirntätigkeit — durch einen Schuß, eine um den Hals gelegte Schlinge, Zyankalium oder einen Sprung ins Wasser oder auf andere Weise bei klarem Verstande sein Leben beendigen, so wird die Frage dadurch nicht beantwortet, sondern nur zugespitzt. Wenn einzelne Beobachter manche Tiere vor ihren Augen selbst sich umbringen sahen und darum unbedenklich den Selbstmord als eine durchaus nicht dem Menschen allein mögliche Art der Lebensverkürzung erklären, wird man ihnen nicht weniger zu widersprechen geneigt sein, wie den lebenslustigen Optimisten, die jeden Selbstmörder ohne Ausnahme als geisteskrank ansehen.

Wie oft wird die alte Erzählung von dem treuen Hunde angeführt, der nach dem Tod seines Herrn sich auf dessen Grab niederlegte, jede Nahrung verweigerte und schließlich verhungerte. Aber hier liegt indes kein Selbstmord vor. Hätte das Tier aus „Lebensüberdruß" den Vorsatz gefaßt, sein Leben zu beschließen und zu dem Zweck keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen, so müßte es vorher wissen, daß es ohne Nahrung nicht leben kann. Es ist aber unmöglich, daß ein Hund aus seinen Wahrnehmungen den Zusammenhang des

Todesbegriffes — den er gar nicht kennt — mit Fasten abstrahiere, daß er die Notwendigkeit des Sterbens nach anhaltender Nahrungsverweigerung kenne; weder an sich noch an anderen Hunden konnte er die dazu erforderlichen Beobachtungen anstellen. Wollte er sich, weil ohne seinen Herrn das Leben für ihn unerträglich geworden, davon befreien, so brauchte er nur ins Wasser zu springen und nicht wieder an das Ufer zu schwimmen; das würde aber sofort als unnatürlich von jedermann bezeichnet, von niemand eine solche Erzählung geglaubt werden.

Dagegen erscheint es durchaus natürlich, daß das treue Tier sich auf das Grab seines Herrn setzt und es nur auf kurze Zeit verläßt, weil es auf sein Wiederkommen wartet. Den Tod kennt das Tier nicht, aber die Abwesenheit seines Herrn und Wohltäters hat es häufig erlebt und bis zuletzt ebenso Freude des Wiedersehens, wie den Schmerz der Trennung empfunden. Jetzt jedoch nach dem Begräbnis ist der Abschied von dem eingesargten und mit Erde bedeckten Körper ein Abschied für immer. Das weiß der Hund nicht, er wartet also da, wo er ihn zuletzt fühlte, mit Geduld, und zwar anfangs in derselben ruhigen Verfassung, in der er früher, während der kürzeren oder längeren Abwesenheit seines Herrn, dessen Rückkunft da erwartete, wo er ihn verließ. Bald aber wird eine Art Trauer, eine starke Niedergeschlagenheit sich geltend machen müssen, weil alles, was bis dahin das treue Tier erheiterte, aufhört, die Quelle aller seiner Freuden versiegt und die gewohnten Sinneseindrücke, der Anblick, die Stimme, die Liebkosungen des freundlichen Wesens fehlen. Durch diesen Ausfall und das vergebliche Warten muß eine Art Schwermut eintreten, die den Appetit des nieder-

geschlagenen Tieres vermindert. Nahrungsbedürfnis ist vorhanden, es fehlt nur die Freßlust. Auch beim Menschen nimmt der Appetit in trauriger Gemütsstimmung nach dem Verluste eines geliebten Wesens oft in bedenklicher Weise ab. Es kam vor, daß Hunde die Nahrung verweigerten, wenn die ganze Familie, zu der sie gehörten, verreiste und sie allein, zwar in guter Pflege, aber in fremder Umgebung zurückließen. Selbstmordabsichten liegen in diesen Fällen so wenig vor wie beim Hunde, der auf dem Grabe seines verstorbenen Herrn auf dessen Auferstehung wartet.

Ähnlich verhält es sich mit dem Sterben der in zoologischen Gärten und Menagerien durch langes Fasten entkräfteten Tiere der verschiedensten Art. Sie sterben nicht am „Heimweh", wie phantasievolle Menschen und Dichter uns versichern. Es ist nicht das Verlangen, zurückzukehren in die ewig sonnige Heimat, oder die Sehnsucht nach Freiheit, welche den Entschluß reifen lassen, das Leben durch den Hungertod zu beendigen. Von all diesen auch dem Kinde ganz fremden, weil zu schwierigen Abstraktionen weiß das Tier nichts, sondern die Versetzung desselben in seine völlig neue Umgebung, die plötzliche Veränderung seiner Lebensbedingungen, der Ausfall der meisten früheren erfreulichen Eindrücke und das Unvermögen, sogleich den neuen Umständen sich anzupassen, sind Ursachen der Störung des vorher gewohnten und normalen Ablaufes der Nervenerregungen im Gehirn. Zu diesen Nervenerregungen gehören in erster Linie die der Sinnesorgane, und zwar namentlich des Riechnerves, des Schmecknerves, des Sehnerves, welche die gewohnte Nahrung angenehm erscheinen ließen, wenn der durch eine gewisse Blutbeschaffenheit entsprechende Hunger-

zustand sich geltend machte. Es ist nur ein Mißbrauch der Sprache, in solchen Fällen von „Selbstmord" bei Tieren zu sprechen.

Gleiches gilt für alle Fälle, wo Tiere durch einen Sprung in einen Abgrund umkommen. Während einer Gebirgspartie auf dem Montblancmassiv geschah es, daß ein sehr kluger Hühnerhund dicht neben mir in einem ungeheuren Bogen in die Tiefe über eine steile Brüstung sprang und tot liegen blieb. Das völlig gesunde Tier war niemals aus der Ebene auf solche Höhen gekommen, hatte die Tiefe gar nicht empfunden und verlor sein Leben nur aus Unkenntnis in genau derselben Weise wie ein Selbstmörder, der weiß, was er tut. Ein an Berge gewöhnter Bernhardinerhund würde so nicht umkommen können.

Wenn derartige und viele andere Fälle von zufälligen Selbsttötungen der Tiere ebenso wie ihre Vernichtung durch Fallen und Gifte mit willkürlichem Selbstmord des Menschen nichts zu tun haben, so gibt es doch andere Arten der Selbstvernichtung bei Tieren, welche mit dem Selbstmord die größte Übereinstimmung zu zeigen scheinen. Vor allem ist die Vergiftung des Skorpions durch einen Stich mit seinem eigenen Stachel schon seit langer Zeit und neuerdings wieder als Beweis angeführt worden, daß ein Tier durch bewußten Selbstmord sich aus verzweiflungsvoller Lage befreien könne.

Viele haben die unbequeme Tatsache schlechtweg geleugnet, andere sie nur bezweifelt. Es liegen aber aus neuester Zeit so viele ausführliche, zuverlässige Angaben von guten Beobachtern vor, daß die Richtigkeit des rein Tatsächlichen nicht mehr bestritten zu werden braucht. Der Skorpion ersticht sich selbst, wenn helles

Licht auf ihn wirkt. Als Belege werden zwei Nachrichten darüber von W. C. Biddie und dem britischen Gelehrten an der Hochschule in Cambridge, Allen Thomson, angeführt, welche Romanes in seinem Buche über den Verstand der Tiere mitteilt.

An der Richtigkeit der Tatsache braucht man nicht zu zweifeln, trotzdem ist ein „Instinkt zur Selbstvernichtung" nicht annehmbar und eine natürliche Erklärung möglich. Offenbar hat die Aufregung des durch grelles Licht geblendeten Skorpions die größte Ähnlichkeit mit dem Ungestüm der Motte und zahlreicher anderer im Abenddunkel gegen die im Fenster stehende Lampe oder Kerze fliegenden Insekten. Daß eine Motte eine Selbstmörderin sei, weil sie mehrmals in die Flamme fliegt, sich Fühler und Flügel versengt und an dem heißen Zylinder oder an der Petroleumlampe den sicheren Tod holt, wird niemand im Ernst behaupten; aber die Tatsache steht fest, daß die eine Bedingung des scheinbar heroischen Skorpiontodes auch hier verwirklicht ist: das plötzliche helle Licht wirkt erregend. Nun ist bekannt, daß starke, ungewohnte Eindrücke auf die Netzhaut des Auges auch bei höheren Tieren und besonders beim Menschen sehr leicht äußerst unangenehme und schmerzhafte Empfindungen veranlassen können. Fast alle Tiere machen Flucht- oder mehr und weniger verwickelte Abwehrbewegungen, wenn sie von schmerzhaft erregenden Eingriffen betroffen werden. So verhält es sich auch mit dem von grellem Licht getroffenen Skorpion. Bald merkt er, daß die Flucht ihn von der Pein nicht befreit. Die schmerzhafte Empfindung in seinen Augen begleitet ihn bei allen Fluchtbewegungen, die er unternimmt, um sich aus dem Feuerkreise zu entfernen, oder sie kehrt wieder, wenn sie, wie bei dem Ver-

such mit der Sammellinse, einmal abnahm. Ein Abwehr- oder Verteidigungsmittel des Skorpions gegen Feinde, wenn die Flucht nicht rettet, ist nun der Stachel. Das vom Schmerz überwältigte Tier sticht daher dorthin, wo die starke Erregung durch Licht zustande kommt, also gegen den Kopf, das Gehirn, und kann natürlich nicht wissen, weil ihm jede Erfahrung mangelt, daß es mit Beseitigung des Schmerzes sein eigenes Leben gefährdet oder gar vernichtet. Durch die starke, völlig neue Erregung seiner Sehnerven ist die Gesamtheit seiner Gehirnfunktionen überhaupt erheblich gestört, wie die der Motte durch die Einwirkung des Lampenlichtes.

Endlich ist bei Tieren, sogar bei den höheren, keine Beobachtung zugunsten der Annahme der selbstmörderischen Taten gemacht worden. Eine scheinbare Stütze solcher Absicht sei jedoch gewählt, weil sie als Beweis dafür dienen kann, wie unzweckmäßig Tiere sich in gänzlich neuen Verhältnissen benehmen, so daß sie leicht durch ihren Unverstand zugrunde gehen. Wenn man ein Meerschweinchen in der Rückenlage auf ein Brett festbindet, so jedoch, daß der Kopf frei beweglich bleibt, und es bis an die Mund- und Nasenöffnung unter lauwarmes Wasser taucht, hierauf es nur durch einen ganz unbedeutenden Hautstich unter Wasser reizt, so wird es meistens lebhafte Fluchtbewegungen machen, welche erfolglos bleiben, weil es festgebunden ist, zugleich aber taucht es den Kopf unter Wasser, und zwar wiederholt, obgleich doch schon das erste Mal die Erfahrung gemacht werden mußte, daß die Atmung durch das eindringende Wasser erschwert wird. Verhindert man durch Emporziehen des Brettes ferneres Untertauchen des Kopfes nicht, dann tötet sich das Tier sehr leicht. Aber dabei

ist ebensowenig von einem Selbstmord durch Ertränkung aus Verzweiflung die Rede wie beim Skorpion. Hier tritt der Tod durch die Unzweckmäßigkeit der Abwehr- und Fluchtbewegungen ein. Diese sind aber unzweckmäßig, weil das Tier in seinem Leben noch nie die Gelegenheit hatte, die Gefahr des Ertrinkens kennen zu lernen, noch nie im Wasser gewesen war.

Aber überall ist der Glaube tief eingewurzelt, daß auch Tiere willkürlich Selbstmord begehen. Es sind merkwürdigerweise in Amerika Fälle bekannt geworden, in denen Augenzeugen behauptet haben, daß beispielsweise Pferde, ein Schwein und ein schöner Trekkochse in Südafrika freiwillig aus dem Leben schieden, und zwar haben sie durchweg den Tod im Wasser gewählt. Von einem intelligenten Jagdhunde wurde mir erzählt, daß er seinen Kopf auf die Schienen legte und sich vom Zuge überfahren ließ, als man ihm seine Jungen weggenommen hatte. Während meines Aufenthaltes in Irland erzählte mir ein Oberhofmeister der Grafschaft Dublin, daß in Bray vor den Augen zahlreicher Zuschauer ein Foxterrier von einem hohen Pier in die See hinabsprang. Einige Fischer, die gerade dort beschäftigt waren, machten sich sogleich daran, das arme Tier zu retten, was ihnen auch gelang. Der Hund wurde ans Land gebracht, und man ließ ihn laufen. Und anstatt sich vergnügt das Fell zu schütteln und sich davonzutrollen, wie das sonst die Hunde zu tun pflegen, wenn sie ein Bad genommen haben, rannte der Hund sofort wieder auf den Pier hinauf und stürzte sich von neuem in das flutende Wasser. Diesmal konnte ihm keine Hilfe gebracht werden, und er ertrank.

Ist es dadurch wirklich erwiesen, daß auch Tiere, ebenso wie Menschen, freiwillig aus dem Leben scheiden?

Wenn durch die mitgeteilten Tatsachen und Erklärungsversuche die höchste Wahrscheinlichkeit gewonnen wurde für das unbedingte Fehlen eines bezeichnenden Falles von willkürlichem Selbstmord in der Tierwelt, so ist doch damit keineswegs zugleich ein wesentlicher Unterschied zwischen Tier und Mensch gegeben. Man kann nicht das Vermögen des letzteren, sich mit Bewußtsein zu entleiben, als ein durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal zur Charakteristik des Menschengeschlechtes bezeichnen. Hier kommt der freiwillige Selbstmord als Vorrecht des Menschen dem Tiere gegenüber in Wegfall. Denn diese Art der Selbsttötung, welche zwangsweise geschieht, weil sie auf dem Vorherrschen einer einzigen, alle anderen Gehirntätigkeiten übertäubenden Vorstellung oder Wahrnehmung beruht, kann auch bei Tieren vorkommen, nur mit dem Unterschied allerdings, daß diese die Folgerichtigkeit ihrer Selbsttötung, ihrer im Delirium begangenen Tat nicht kennen. Aber weiß denn der Mensch, der sich kalten Blutes vergiftet oder erhängt, mit Sicherheit vorher, daß er auch wirklich sterben wird? Er kann in keinem Falle sicher wissen, ob er nicht gerettet wird, also ist seine unwiderstehliche Vorstellung streng genommen nur imstande, ihm die Möglichkeit, nicht die Notwendigkeit des Todes zu verschaffen, mit anderen Worten: nur durch äußere Eindrücke, die den Willen lähmen, zu starken Effekten und übermächtigen, den klaren Verstand trübenden Vorstellungen führen, kann ein Mensch zum Selbstmordversuch veranlaßt werden. Er hat aber im Vollbesitz seiner Sinne, seines Willens und Denkens nicht das Vermögen, sich mit Sicherheit zu töten, wenn er auch glaubt, es zu besitzen.

Es kommt wahrscheinlich nicht ganz selten vor, daß

sonst ganz gesunde Menschen, die noch nie Selbstmordgedanken gehegt haben, nach Ersteigung eines sehr hohen Turmes von den Gedanken: „Wie wäre es, wenn ich da hinabstürzte?" dermaßen beherrscht werden, daß sie manchmal wirklich hinabspringen, wie dies ein vor etwa fünf Jahren eingetretener Fall in Paris bezeugt. Dann nennt man die unglücklichen, durch eine plötzliche Psychose ergriffenen Menschen Selbstmörder, obgleich sie ohne ihren Willen, ja gegen denselben, sich vernichteten. Solche Fälle haben mit den niemals beabsichtigten Selbsttötungen der Tiere die größte Ähnlichkeit.

So verwischt sich der scheinbare Gegensatz zwischen dem sogenannten willkürlichen, menschlichen und dem nicht gewollten tierischen Selbstmorde.



Unsere Fernsprechtruppe im Felde

Von D. Nancke, Ltnt. d. L.

Mit 6 Bildern

Zur festgesetzten frühen Morgenstunde verließen wir drei Berichterstatter im Kraftwagen den Sitz des Armeeoberkommandos und fuhren dem Kanonendonner entgegen. Ein leichter Regen war in der Nacht gefallen, und wir kamen auf der aufgeweichten Straße nur langsam vorwärts. Nach drei Stunden trafen wir auf die ersten Kolonnen, die von den Endpunkten der Eisenbahn Munition und Verpflegung den kämpfenden Truppen brachten. An ein Überholen war bei der Enge des Weges nicht zu denken, und schon nach kurzer Zeit fanden wir uns in eine Munitionskolonne eingeklemmt und mußten langsam fahren. Der von Granaten zerstörte Weg wurde immer schlechter. Als wir uns einem arg zerschossenen Dorfe näherten, bog die vor uns fahrende Kolonne rechts von der Straße ab und verschwand in einer nach Norden führenden Mulde. Verdutzt schauten wir einander an. Die auf unserer Karte eingezeichnete Strecke hatten wir in dem Wirrsal neu angelegter und ausgefahrener Wege längst verloren. Das vor uns liegende Dorf konnte B ... sein. Wir wollten hin, um uns Gewißheit zu verschaffen. Je mehr wir uns dem Nest näherten, desto schlechter wurde die Straße; ein Granatloch folgte dem anderen. Nur langsam kamen wir weiter, und es dauerte geraume Zeit, bis wir die ersten Häuser erreicht hatten. Alles leer, verlassen, ein Schutthaufen. Eine Granate krachte hinter uns, kurz darauf eine zweite; schon etwas näher flog eine Wolke von Staub und Erde auf. Auf der trümmerbesäten Straße umzukehren war nicht möglich. Vorwärts also. Durchs Dorf an den anderen Ausgang. Über Balken, durch

metertiefe Löcher, über Steinhaufen humpelte der Wagen; schon winkte die Rettung. Da warfen französische Geschütze dreihundert Meter vor uns rechts, links und in der Mitte Granaten auf die Straße. Richtig nahmen sie an, daß wir dort den Ausweg suchten. Die Landstraße stieg leicht über einen Hügel an; wenn wir weiterfuhren, mußte uns der feindliche Batterieführer durch sein Fernglas sehen, und dann war zum mindesten der Wagen verloren. Vorläufig glaubten wir uns sicher, da der Wagenführer hinter einer hohen Steinmauer haltmachte.

Immer näher tasteten sich die Granaten heran; die Lage wurde immer ungemütlicher. Da hörten wir einen scharfen Pfiff und sahen auf dem ansteigenden Hügel eine Gestalt, die uns zuwinkte; gleich darauf verschwand sie wieder. Nach einigen Minuten stand ein Offizier vor uns, blond, hager und von oben bis unten weiß vom Staub und Schlamm des Kreidebodens. Rasch griffen die Hände seiner Mannschaft in die Räder, und zunächst ging es ein Stück rückwärts, dann rechts in den Hof eines ausgebrannten Hauses, durch diesen durch, weiter auf einem durch die Trümmer gebahnten Weg, und nach kurzer Zeit lag das Dorf hinter uns. Durch eine kleine Geländefalte fuhren wir, dann hielt der Wagen vor einer Reihe sauber gebauter Unterstände. Das erste, was wir nach unserer Rettung sahen, war eine Menge Drähte, die im Fenster eines Unterstandes zusammenliefen. An der Türe war ein rotes Schild befestigt, ein weißes F stand darauf: Fernsprechstation.

„Sie hatten Glück," sagte der Fernsprechoffizier. „Zur rechten Zeit machte mich das am Mittag ungewohnte Schießen neugierig. Wir wollen mal sehen, was unsere Freunde drüben machen."



Abb. 1. Fernsprechunterstand in einem Brigadeabschnitt.

Über eine von Balken gezimmerte Treppe erreichten wir eine Hecke an der Spitze des Hanges und waren erstaunt über das Bild, das sich uns bot. Links unter uns lag das Dorf, in dem wir so gefährlich in der Klemme gesteckt. Granate auf Granate platzte auf der Dorfstraße.

„Man glaubt Sie immer noch drin und hofft Sie zu treffen,“ sagte der Offizier. Dann erklärte er uns, warum wir so rasch beschossen worden waren.

„Sie kamen sicher links um die Biegung der Landstraße, und da konnten Sie von drüben gesehen werden. Das Dorf wird dem Feind durch den Hügel verdeckt, aber den Ausgang und die Straße weiter rechts können die Franzosen wieder sehen. Das Dorf wäre für Wagen eine richtige Falle, wenn meine Leute nicht den Weg durch die Trümmer gebahnt hätten. Ich hatte auch am Eingang zu dem Hofe ein Warnungsschild anbringen lassen, das aber vom Artilleriefeuer heute morgen weggerissen wurde.“ Jetzt begriffen wir, warum die Kolonne vor uns an der gefährlichen Stelle abschwenkte.

Mittlerweile war es Mittag geworden, und wir nahmen die Einladung zum Essen gerne an. Beim Hinuntersteigen sahen wir, wie geschickt die Unterstände in der Mulde angelegt sind, die vom Feinde im ansteigenden Gelände nicht vermutet und darum nie beschossen werden.

Nach der Mahlzeit erklärte sich der Offizier der Fernsprechabteilung auf unsere Bitten bereit, uns einen Einblick in seinen Wirkungskreis zu geben.

„Zunächst müssen Sie wissen, wie unsere Truppen im Gelände verteilt sind. Ganz vorne liegt die Infanterie mit ihren niederen Führern, dahinter im Ge-

lände kreuz und quer verteilt die Artillerie und weiter zurück außer dem Feuerbereich die höheren Stäbe. Schematisch gibt das folgendes Bild."



Abb. 2. Verteilung der Truppen im Gelände.

„Die Nachrichtenübermittlung zwischen diesen getrennt liegenden Teilen des Heereskörpers ist die Aufgabe unserer Telegraphentruppe. Das sieht sehr einfach aus; aber bedenken Sie die Größe unserer Fronten, die Entfernungen vom Schützengraben des Westens bis zum Großen Hauptquartier, und von da wieder zu den Schützengräben der Ostfront, und dann all die Leitungen, die an diese Hauptfäden des Netzes für Reserven, Artillerie, Pioniere, Sanitätsformationen, Munitionsdepots, Lazarette, Etappenbehörden und andere Stellen angeschlossen sind, dann ergibt der Aufbau allein schon das Bild einer nicht geringen Arbeit. Es kostete gewaltige Anstrengungen, den Eilmärschen der Truppen durch Frankreich und über die weiten Strecken Polens im gleichen Marschtempo mit den Leitungen zu

folgen. Tausende von Personen wollen durch diese Leitungen sprechen, vom Chef des Großen Hauptquartiers an bis zum einzelnen Patrouillengänger, der seine Erkundungen nach rückwärts zu melden hat, dazu die vielen Meldungen und Anfragen, die schriftlich durch das Netz gehen oder bei Unterbrechungen die Aufrechterhaltung der Verbindung zu Fuß, Pferd, Rad und Kraftwagen, das Beseitigen der Störungen, das mag Ihnen eine ahnungsweise Vorstellung davon geben, was unsere Leute zu leisten haben. Diese Aufgaben werden im wesentlichen von zwei verschieden ausgerüsteten Formationen gelöst; eine mit leichten sechsspännigen Wagen hat die Verbindung im Raume von der Schützenlinie bis zum Stabe des Armeekorps und Armeeoberkommandos zu gewährleisten. Die zweite, mit Baukraftwagen ausgerüstet, versieht die Nachrichtenübermittlung zum Großen Hauptquartier, der Etappe und der Heimat. Über die Tätigkeit der zweiten Formation kann ich Ihnen wenig sagen. Haben Sie übrigens schon die Zentrale im Großen Hauptquartier gesehen?"



Abb. 3. Fernsprechstation 200 Meter hinter der eigenen Schützenlinie in einer Felsenhöhle.

Als wir verneinten, gab er uns ein Bild dieses Betriebes. Zunächst die mehrfachen unmittelbaren Sprech-

verbindungen mit den Oberkommandos der Westfront; dann die nach dem Hauptquartier Ost; nach Berlin zum stellvertretenden Generalstab und Kriegsministerium. Die Telegraphenleitungen, die zur doppelten Sicherheit bestehen; und dann all die unzähligen Anschlüsse für das Große Hauptquartier im Orte selbst, um ein schnelles Arbeiten zwischen den Stäben der Truppenführung, des Munitions- und Mannschaftsersatzes, der Verpflegungsstellen und der Eisenbahnleitung zu ermöglichen.



Abb. 4. Fernsprechunterstand in vorderster Linie, durch Überdecken eines Granatloches entstanden.

Dann folgten wir dem Fernsprechoffizier in den Stationsraum, um die Aufgaben der vorderen Gruppe kennen zu lernen. In der Mitte des Raumes stand ein Klappenschrank, in dem etwa zwanzig Leitungen zusammenliefen. Zwei Telegraphisten versahen den Betrieb. Rings an den Wänden standen Tische, auf denen einige Tischtelephone aufgestellt waren; an der Wand hing eine große Karte, die den Stand der Truppen und das gesamte Netz der Leitungen enthielt.

„Sie erinnern sich der Skizze, die ich Ihnen aufzeichnete. Unsere Station vermittelt die Nachrichten zwischen den vorderen Linien, dem Brigadestab und dem Divisionsführer. Jetzt sehen Sie sich die weißen

Täfelchen am Klappenschrank an und das an die Wand gezeichnete Leitungsnetz. Zu der schematischen Zeichnung kommen dann noch eine ganze Reihe von Anschlüssen für schwere Mörser, Kanonenbatterien, den Kommandeur der Abschnittsartillerie, Infanteriereserven, Munitionsdepots, Pionierkompanie, Sanitätskompanie. Sie sehen, daß es keine kleine Arbeit war, um allein dieses Stückchen unserer ganzen Front mit dem nötigen Netz zu überziehen. In welch rascher Weise es ausgebaut wurde, zeigen am besten die beiden Skizzen, die denselben Abschnitt in den ersten Tagen des Stellungskrieges 1914 (Abb. 5) und dreieinhalb Monate später am 1. Januar 1915 zeigen (Abb. 6). Die Kreise geben die Stationen an, die Linien bedeuten Drahtleitungen. Die Stationen, wo eine bis drei Leitungen zusammenkommen, sind in der Regel mit zwei Mann besetzt, die größeren benötigen bis zu zwölf Mann.

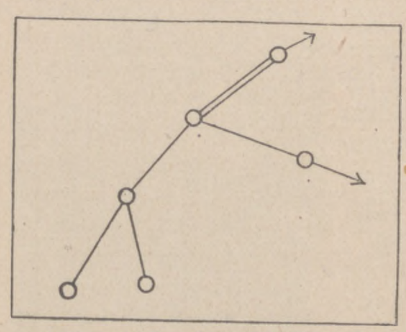


Abb. 5. Schematische Zeichnung der Fernsprechleitungen. Gesamtlänge: 38 Kilometer.

Solange die feindliche Artillerie ruhig bleibt, ist unsere Tätigkeit hier vorne nicht anstrengend; sie beschränkt sich auf Weiterleitung von Gesprächen und Weitergeben und Annehmen von schriftlichen Meldungen. Bei starkem Betrieb wird allerdings Tag und Nacht die größte geistige Anspannung von den Leuten gefordert.

Der Querstrich A in Abbildung 6 gibt die Reichweite des feindlichen Artilleriefeuers an, das an den großen Kampfstellen der Front an unsere Truppen ungeheuere Anforderungen stellt. Immer wieder und wieder wird das dichte Netz der Drähte zerrissen. Was es heißt, im Höllenfeuer ständig sämtliche Leitungen abzupatrouil-

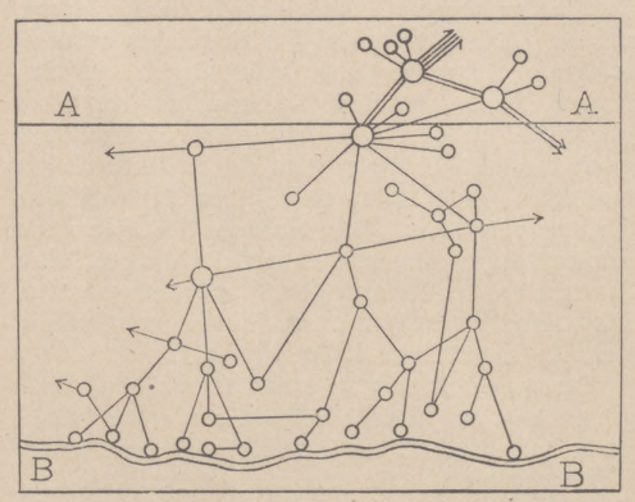


Abb. 6. Schematische Zeichnung der Fernsprechleitungen.
Gesamtlänge: 160 Kilometer.

lieren und zu flicken, das können Sie sich kaum vorstellen. In den vordersten gefährdeten Linien ist jede Ausbesserung zwecklos, weil unmöglich. Selbst zwei Meter tief in den Boden gegrabene Bleikabel halten dem Drucke der platzenden Granaten nicht stand. Aber Verbindung mit den Truppen muß der Führer haben, wenn dem eingedrungenen Feinde zur rechten Zeit Reserven entgegengeworfen werden sollen, um einen Durchbruch zu hindern, oder wenn das Sperrfeuer der

Artillerie im rechten Augenblick seinen schützenden Mantel bei übermächtigem Angriff vor unsere Gräben legen soll. Dann werden die Meldungen zu Rad, zu Pferd, zu Fuß hin und her gebracht. Während die Infanterie bei tagelangem Trommelfeuer in tiefen Unterständen einigermaßen geborgen ist, müssen die Fernsprecher, trotzdem oben die Hölle los ist, heraus, um der Führung die wichtigsten Nachrichten zu überbringen. Lichtzeichen und Raketensignale, Winkerflaggen, Hunde und Tauben unterstützen ihre höchst gefahrvolle Arbeit, über die in der Heimat nur wenig bekannt ist. Viele haben ihre Tollkühnheit mit dem Leben gezahlt, wenn es hieß, den Ruf nach Verstärkung durch eine Hölle hindurch dem Führer zu bringen, um so einen mit blutigen Opfern gehaltenen Frontteil vor der Eroberung durch den Feind zu retten. Von diesen stillen Helden erzählt kein Lied daheim, wenn sie auch Übermenschliches leisteten."

Den ganzen Nachmittag wanderten wir durch Laufgräben und im Gelände verdeckt von einem Unterstande zum anderen, die je weiter nach vorne immer kleiner und enger, dafür aber um so tiefer in die Erde eingebaut waren. In jedem dieser Erdlöcher befand sich ein roh gezimmerter Tisch mit den Apparaten und dem erforderlichen Schreibpapier. Sonst glichen sie der allgemein bekannten Art. Es waren prächtige Menschen, die ich da kennen lernte. Meist zu zweit hausen sie wochenlang ohne Ablösung in ihren Höhlen. Ungeheuer viel ist ihnen anvertraut, sie wachen über die Nerven unseres Heeres, und nichts als ihr eigenes Pflichtgefühl ist ihr Vorgesetzter.

Es dämmerte, als wir bei unserer Ausgangstation wieder eintrafen. Gerade kamen Meldungen über den

Verlauf des Tages von vorne. Sie wurden nach rückwärts weitergegeben, um im Großen Hauptquartier von allen Fronten vereint spät in der Nacht das Bild der Gesamtlage darzustellen, das am folgenden Tage von der Obersten Heeresleitung dem deutschen Volke bekanntgemacht wird.

Unter Führung des Fernsprechoffiziers gelangten wir in unserem Kraftwagen unbehelligt zur großen Straße, die uns heimwärts nach dem Armeeoberkommando bringen sollte.

Die schlanke, aufrechte Gestalt des Offiziers stand noch lange vor unseren Augen und mahnte uns, einen Teil unseres Dankes auch der Truppe abzustatten, die durch ihre aufopfernde Tätigkeit Außerordentliches zu unseren Erfolgen beigetragen hatte. Bei der großen Entfernung des Führers von seinen Truppen ist eine Überbringung von Befehlen durch Meldereiter, wie es früher war, nicht mehr möglich. Daß die großen Schlachten Hindenburgs bei Tannenberg und in Masuren gegen die gewaltige Übermacht der Russen nur dem rechtzeitigen Eingreifen der unterstellten Truppen zu verdanken ist, wissen wir. Ein zu spät eingetroffener Angriffsbefehl — und die vollständige Umzingelung wäre nie erreicht worden. Die Verwendung der gewaltigen Truppenmassen auf allen Kriegschauplätzen nach dem Willen eines Führers konnte erst durch die langjährige Friedensausbildung der Telegraphentruppe möglich werden, die durch ihre Tätigkeit wie alle anderen in unserem Daseinskampfe auf ihre Art beweist, daß gegen deutsche Arbeit und Aufopferung eine ganze Welt von Feinden vergebens anstürmt.



Hassan und Fatme

Türkisches Märchen

Von Prinzeß Nurimeh Kara-Median

Deutsch von Mathilde Weil

Von dem schlanken Minarett der Ebner-Jussuf-Mohammed-Moschee rief der Muezzin zum Abendgebet: „Allâh il Allâh, Mohammed il ressul muharim.“*)

Und nach vollendetem Abendgebet scharten sich die Höflinge um den Thron des Kalifen. „Gepriesen sei unser Herr, Abd ul Jussuf, der gerechteste Herrscher, den je die Welt getragen; soweit Karawanen ziehen, soweit der Samum weht, tönt das Lob seiner Tapferkeit, seiner Milde und seiner Weisheit!“ Die Höflinge neigten sich nach diesen Worten dreimal zur Erde, und Abd ul Jussuf überblickte sie mit seinen scharfen Falkenaugen. Dann winkte er seinem Liebling, dem jungen Hassan, Anführer der Miliz, heran. „Was ist dir, Hassan, mein Sohn, dein Auge blickt traurig, und zu Boden gesenkt ist deine Stirne?“

„Verzeih mir, allmächtiger Herrscher,“ antwortete Hassan, der den Beinamen „der Schöne“ führte, „wohl weiß ich, daß es sich nicht ziemt, das eigene Leid dem Auge des Kalifen zu offenbaren. Verzeih, wenn der Schatten meines Blickes den Sonnenkreis des deinen trübt. Aber mein Leid ist stärker als ich selbst.“

„Wohlan! Offenbare mir dein Leid, vielleicht kann ich dir helfen!“

„Ach, Beherrscher der Gläubigen, mir ist nicht zu helfen. Abner, der Teppichhändler, hat eine Tochter — ich erblickte ihr Antlitz, als der Wind ihren Schleier lüftete; noch nie sah ich solch liebliches Antlitz. Ach

*) „Allah ist einzig, und Mohammed ist sein Prophet.“

Herr, Fatme ist schön, schön, wie die Huri des Paradieses. Fatme ist so schön wie die Mondnacht am Saum der Wüste. Und ich liebe sie mit aller Glut meiner Seele, ich liebe sie so, wie man Allah liebt und seinen Stellvertreter, den Kalifen."

Kalif Abd ul Jussuf hörte ihm aufmerksam zu. „Nun, warum gingst du nicht, um Fatme zu werben?"

„Oh! gewiß, Herrscher aller Gläubigen, wollte ich um Fatme werben. Ich kaufte die kostbarsten Teppiche, um sie unter die Rosenblätter ihrer Sohlen zu legen, ich ließ mein ganzes Haus frisch malen, ich ließ die kostbarsten Seidenstoffe aus Bagdad kommen, die herrlichsten Rosen aus Schiras, und machte mich auf den Weg zu Abner, dem Teppichhändler. — Bis dahin war Abner mir immer wohlgesinnt gewesen, aber leider kaufte er an diesem letzten Tage von einem durchreisenden Derwisch einen Stein, so kostbar, daß nicht sobald ein Fürst der Erde ihn bezahlen könnte. Seitdem geht Abners Sinnen und Denken ganz auf in dem Kleinod. Stundenlang sitzt er vor dem Funkelnden und freut sich seiner bunt leuchtenden Strahlen. — So traf ich ihn, als ich kam, um Fatme zu werben. Da wies Abner höhnend nach seinem Demant. Er rief mir zu: ‚Tor, du. — Wenn du neunmal die Schatzkammer des Kalifen entleeren könntest, wärst du nicht reich genug für die Tochter Abners, des Teppichhändlers. Geh, armseliger Bettler, und freie das Kind eines Bettlers!' — Und so mußte ich gehen! Nun kennst du mein Leid, mächtigster der Kalifen!"

Abd ul Jussuf, der Herrscher, strich gedankenvoll seinen schönen, blauschwarzen Bart. „Armer Hassan, da kann ich dir nicht helfen. Denn sie nennen mich nicht nur den Tapfersten, nein, auch den Gerechtesten aus dem

Geschlecht der Sassaniden. So kann ich auch den Alten nicht zwingen, dir die Tochter zu geben. Trag dein Leid stolz wie ein Mann. Mächtig ist wohl der Arm des Kalifen, machtlos aber gegen das Recht! Und es ist das Recht des Alten, sich den Tochtermann frei zu wählen."

„Fern sei es mir, o gütigster Herrscher, dich zu einer Ungerechtigkeit verleiten zu wollen, nicht durch Zwang soll Fatme die Meine werden!"

„So ist es recht, Hassan, mein Liebling. Trage dein Leid stolz und aufrecht, und kann dich andere Liebe trösten, so wisse, daß dein Herrscher dich liebt wie einen eigenen Sohn."

Mit über der Brust gekreuzten Armen verneigte sich Hassan und schritt traurig hinaus.

Sinnend blickte Abd ul Jussuf ihm nach und zog sich in sein innerstes Gemach zurück. Kaum saß er vor seinem großen Tisch, als der kostbare Perlenvorhang rauschte, und Abner, der Teppichhändler, nahte sich mit demütiger Verneigung dem Herrscher.

„Was bringt dich noch so spät zu mir, Abner?" fragte der Kalif.

„O Herrscher aller Gläubigen, man nennt dich mit Recht den Weisesten aus dem Stamme der Sassaniden, aber man preist dich auch als feinsten Kenner aller Edelsteine, und so wage ich es, dir heute ein Kleinod zu zeigen, so selten schön, wie dein Auge es sicherlich noch nie erschaut, und bitte dich, mir das Kleinod zu schätzen."

„Laß sehen!" gebot der Kalif.

Abner zog aus seinem Gewand ein kleines schwarzes Ebenholzkästchen und ließ es aufspringen. Im Innern des Kästchens lag, auf rosenrote Seide gebettet, ein

Demant von seltener Größe und Reinheit. Der Schliff war edel und schön, und das Licht der Kerzen brach sich tausendfältig in den Facetten. Schweigend nahm ihn der Kalif in die Hand und betrachtete nachdenklich das Juwel; kein Zeichen des Staunens kam über seine Lippen.

„Wie kommst du zu diesem Stein, Abner?"

„Ein Derwisch, der mir großen Dank schuldet, brachte ihn aus Indien, aber er wollte ihn nicht verkaufen, so sehr ich ihn auch bat und beschwor. Endlich ließ er ihn mir um zehn Beutel schweren Goldes, doch ist er mehr als das Tausendfache wert!"

Ernst blickte das Auge des Kalifen auf Abner, dann sprach er: „Gib dem Derwisch den Stein zurück — er ist falsch!"

Totenbleich taumelte Abner zurück. „Unmöglich, du scherzest grausam, mächtigster Kalif!"

Düster entgegnete der Kalif: „Nein, armer Abner, ich scherze nicht, aber du betrügst dich selbst, wenn du diesem armseligen Scherben so großen Wert beimißt. Der Derwisch betrog dich, mache den Handel rückgängig."

„Unmöglich, o mein Gebieter, der Derwisch ist fortgezogen, niemand weiß wohin."

„Das ist ein Beweis seiner Schuld."

„Also so sicher bist du, o Herrscher, daß der Stein falsch ist."

„Ich will meinen Großwesir rufen; er kennt Steine so gut wie ich."

Der Kalif schlug auf eine Metallscheibe mit einem kleinen goldenen Hammer. Ein schwarzer Sklave nahte.

„Rufe mir Ibrahim, meinen Wesir!"

Bald darauf kam der Gerufene, ein weißköpfiger

Alter, mit klugen Augen. Sein rascher Blick streifte die finstere Stirn des Herrschers und das erregte Gesicht Abners.

Sich zu einem Lächeln zwingend, reichte der Kalif seinem Wesir den Stein Abners.

„Sprich, Ibrahim, ist dieser Demant echt?"

Der Wesir nahm den Stein in die Hand, drehte ihn aufmerksam nach allen Seiten, zog eine Lupe aus den Falten des Talars und sprach nach kurzer Prüfung: „Unbekannt war es mir bis jetzt, daß man Demante so vollendet nachahmen könnte — der Stein ist falsch!"

Mit einem Wehlaut stürzte Abner davon, den Stein achtlos fallen lassend.

Sorgsam hob der Kalif ihn auf und sprach: „Da siehst du, Ibrahim, was ein Wort des Herrschers vermag, achtlos wird der arme, unschuldige Stein verworfen!"

Am anderen Morgen saß Abner, der Teppichhändler, dumpf brütend in seinem Laden, da nahte sich ihm der junge, schöne Hassan, der Liebling des Kalifen.

„Gegrüßt seiest du, o Abner!"

„Hinweg!" schrie Abner, „kommst du auch, mich zu höhnen? O ich unglückseliger Tor, daß ich dem Schurken von einem Derwisch traute! Lach auch du über die Bettlerstochter des grauköpfigen Alten!"

Da legte sich eine Hand beruhigend auf Abners Schulter und eine weiche Stimme sprach: „Nicht um dich zu kränken kam ich, Abner, ich weiß, du verlorst viel. Aber das läßt sich wieder ersetzen."

„Ersetzen, ja, wenn ich so jung wäre wie du, Hassan!"

„Nun, so nimm meine Jugend, Abner, gib mir deine Tochter Fatme zum Weibe, dann will ich mit

meinen starken Armen ringen und arbeiten für uns alle."

Da schluchzte der Alte laut auf und öffnete seine Arme dem Sohn.

Abners Tochter, die schöne Fatme, feierte ihre Hochzeit mit Hassan, dem Liebling des Kalifen. Aber es war eine stille, bescheidene Hochzeit, wie es sich für einen verarmten Kaufmann schickt. Die wenigen Hochzeitsgäste saßen beim einfachen Mahle, als ein glänzender Reiterzug sich dem Hause Abners näherte. Allen voran auf schwarzem Rosse mit blutroter Decke ritt Abd ul Jussuf, der Kalif, ihm zur Seite ritt Ibrahim, der Wesir. Ihnen folgten zahllose Sklaven mit Geschenken.

Der Herrscher sprang vom Pferde und trat rasch über die Schwelle. „Allahs Segen über dein Haus, Abner, und über das geliebte Brautpaar Hassan und Fatme!" sprach die tiefe Stimme des Kalifen.

„Oh, erhabener Herrscher, wie soll ich dir danken, daß du die Schwelle eines armen Mannes betrittst."

„Eines armen Mannes, Abner, mich deucht, du warst niemals so reich wie heute, mein Alter, wo du den besten aller Söhne dein eigen nennst. Auch komme ich, um dir Geschenke zu bringen."

Der Kalif nahm drei Kästchen, die ihm Ibrahim reichte. „Hier, Hassan, mein Liebling, diese Perlenschnur, die einst meine Mutter trug, leg um den Hals deines Weibes, wenn sie sich dir zum erstenmal entschleiert." Er öffnete das zweite Kästchen: „Diesen edelsteingeschmückten Säbel gebe ich dir, Hassan, und ernenne dich zum zweiten Oberbefehlshaber meiner Truppen. Führe sie stets zum Siege!"

Der Herrscher umarmte Hassan. „Und nun zu dir, Abner. Hier ist dein Stein wieder, wisse, der Demant ist echt und von unendlichem Werte. — Verzeih die bittere Lehre, die dein Kalif dir gab! Wohl erkannte ich den großen Wert des Steines, aber ich sah auch, wie sein Besitz dein Herz verhärtete und es schlecht machte. Da beschloß ich, dich zu heilen."

Demütig sank Abner zu den Füßen des Kalifen und küßte den Saum seines Gewandes. „Verzeih, o weisester aller Herrscher! Nun versteh' ich dich, aber wie konnte auch Ibrahim behaupten, der Stein sei falsch? Lauschte er in jener Stunde?"

Lächelnd erwiderte der Wesir: „Nein! Aber der alte, in Ehren ergraute Höfling richtet sich immer nach der Miene des Herrschers. Als ich eintrat, sah ich dein erregtes Gesicht, Abner, und den finsteren Blick des Kalifen, da wußte ich genug und sprach so, wie der Herrscher es wünschte."

Der Kalif wandte sich zum Gehen: „Und nun lebt wohl und feiert in Jubel die Hochzeit des schönen Paares."



Unaufgefundene Schätze alter Zeiten

Von Siegfried Baske

Das Aufspüren vergrabener Schätze und die dunklen Künste, um sie zu „heben", beschäftigten die Menschheit in allen früheren Jahrhunderten. In unserer Zeit ist das Suchen nach verschollenen Werten aller Art zum Gegenstand der Spekulation einzelner Finanzsyndikate geworden, die ohne verhältnismäßig große Ausgaben einen ungeheuren Gewinn zu erzielen hoffen. In einzelnen Fällen spielen Hunderttausende von Mark, die zusammengebracht werden, keine besondere Rolle. Um zu einem entsprechenden Ergebnis zu gelangen, wendet man in großzügiger Weise Mittel an, um, mit den modernsten technischen Hilfsmitteln ausgerüstet, die märchenhaften Reichtümer alter Fürsten wieder zutage zu fördern. In den Augen solcher modernen Schatzsucher und ihrer finanziellen Helfer verschwindet neben diesen riesigen, unermeßlichen Schätzen irgendwelcher alten Könige alles andere. Ja, manche von ihnen schätzt man so hoch ein, daß man ihren Wert nach unserer Geldwährung kaum zu berechnen vermöchte, denn zu ihrem reinen Barwert, den man für Gold, Silber und Juwelen zu erhalten hofft, gesellt sich der unschätzbare Betrag, den sie als Gegenstände gelehrter Forschung für Museen haben können. Die möglichen Aussichten auf Gewinn werden nicht selten mit sechsstelligen Zahlen angegeben.

Kurz vor dem Kriege waren Italiener daran, in den Ruinen von Karthago nach den Gewölben zu graben, in denen einst der Vandale Genserich seinen Vorrat an Gold und Edelsteinen verborgen haben soll. In Indien war eine von Engländern mit Barmitteln und allem Nötigen ausgerüstete Expedition mit der ganz besonderen Erlaubnis der indischen Regierung in das Innere Ben-

galens gewandert, um die von Schah-amet-Jung, Begum von Murschidabad, in einer von Geistern heimgesuchten Moschee verborgenen Juwelen und wertvollen Münzen, kostbaren Hölzer und Elfenbein zurückzubringen. Auch in Frankreich fahndete man seit Anfang 1914 nach dreien solcher verborgenen Schätze fast zu gleicher Zeit: in Carcassonne suchte man nach der Beute Alarichs des Goten, in Paris nach dem fabelhaften Reichtum, den der römische Kaiser Julian Apostata aus den an der Kirche verübten Räubereien gewann, und in Avignon nach den verschwundenen Schätzen der Päpste. Bisher wurde noch keiner dieser kolossalen angehäuften Werte entdeckt, trotzdem man in jedem der drei Fälle annähernd anzugeben vermag, wo sie liegen. In keinem dieser Fälle versuchte man die Hebung der Schätze nur mit wenigen Leuten und beschränkten Mitteln; jedes einzelne dieser geschäftlichen Unternehmen verfügte über stattliche Mittel. Diese Orte sind ja auch keine wüsten Inseln, wie sie sonst von ein paar beutelüsternen Abenteurern aufgesucht werden. Herangeschaffte Maschinen ersetzen Hunderte von kräftigen, emsigen Armen. Trotzdem darf es als zweifelhaft angesehen werden, ob die großen Unternehmungen, durch die man jene ungeheuren Kostbarkeiten alter Fürsten zu finden hoffte, von denen einige schon eineinhalb Jahrtausende vergraben liegen, jemals erfolgreich sein werden. Vielleicht liegen die Kostbarkeiten nicht einmal dort, wo man nachsucht. Unter tausend Möglichkeiten bleibt ja auch immer noch die, daß Geschichte und Fabel auf falsche Fährten lenkten. Wenn sie aber einmal gefunden sind, dann werden sich auch weitere Mittel finden, daß den Unternehmern auch nicht der wertloseste Stein aus den Händen gleitet.

Eine der romantischsten Geschichten ist zweifellos

die von dem vergrabenen Schatz von Carcassonne. Carcassonne ist eine berühmte mittelalterliche Stadt im südlichen Frankreich, die lange schon bestand, als Rom in seinem höchsten Glanz strahlte. Im Jahre 70 vor Christus war es ein reicher, blühender Vorposten des römischen Weltreiches und der Sitz von Königen; auch noch zur Zeit der Völkerwanderung behielt es seine Macht und Bedeutung als starker Stützpunkt. In Gewölben, die beinahe vor zweitausend Jahren gebaut wurden, und die irgendwo unter den Mauern, tief unter der Erde liegen und durch verschüttete Gänge zu erreichen sind, liegen die größten Reichtümer, die jemals in der Welt verloren gingen; denn neben allem anderen sollen sich dort auch die unschätzbaren Kostbarkeiten aus dem Tempel Salomos befinden, die der Gote Alarich aus Rom entführte. Carcassonne war sicher, denn es besaß drei alte, geheime Zugänge. Daher brachte er seine reiche Beute dorthin, und keinem seiner Gegner gelang es später, sie jemals ausfindig zu machen. Nach alten Überlieferungen brachte Titus, nachdem er Jerusalem eingenommen hatte, den Schatz Salomos nach Rom, der für unermeßlich wertvoll galt. Darunter waren goldene Kandelaber, die mit Diamanten und großen Edelsteinen aller Art besetzten Brustplatten der Hohenpriester, die mit Gaben aller Art, Brillanten, Perlen, Rubinen angefüllten goldenen Kasten des Tempelschatzes, und manch sagenhaftes Kleinod und viele heilige Gefäße. Zehn Jahrhunderte lang hatten die Juden ihre Reichtümer in der heiligen Stadt aufgehäuft, um diese Geräte für ihr Allerheiligstes anschaffen zu können. Nichts war ihnen hierfür gut und prächtig genug. Und wenn dann einmal in den Jahrhunderten der Tempel geplündert worden war, wurde nachher jedes Juwel

ersetzt. Niemals hat wohl ein Kaiser eine reichere, größere Beute nach Rom geschleppt, das um diese Zeit auf der Höhe seines Glückes stand. Über dreihundert Jahre gingen dahin, und viele Einfälle überschwemmten das Land, aber Salomos Schatz blieb, wo er war, bis der Gotenkönig kam. Seit der Verschleppung des Schatzes nach Carcassonne fehlte jede weitere Spur von Salomos Schätzen. Ein Geschlecht nach dem anderen starb dahin, und nach und nach wurde die Stätte vergessen, wo die Herrlichkeiten des einstigen Jerusalem vergraben sein mögen. Vielleicht liegen sie unter den Mauern und Türmen, die von den Westgoten erbaut wurden, und die heute noch so aussehen, als wären sie erst gestern erstanden; sie könnten auch irgendwo in der Umgegend liegen. Niemand lebt, der es bestimmt zu sagen wüßte. — Vor nicht langer Zeit unterhielten sich einige alte Leute von Carcassonne darüber, und sie erzählten einige merkwürdige Dinge über die mittelalterliche Stadt und die Reichtümer in ihren Eingeweiden. Daß die unerhörten Schätze wirklich unter ihren Füßen liegen, glaubt in dem abgelegenen, malerischen Weltwinkel jedes Kind. Und einer der Alten begann denn auch: „Jedes Kind weiß, daß Alarich die Schätze Salomos nach seiner stärksten Festung Carcassonne brachte. Das ist schon darum gewiß, weil sich bei uns die Überlieferung immer vom Vater auf den Sohn weiterverpflanzt. Auch das weiß man, daß die kostbaren Dinge in einem unterirdischen Raum geborgen wurden. Als Guntram, der König der Burgunder, um 585 die Stadt im Sturm nahm, blieb ihm keine Zeit, danach zu suchen, denn er wurde sofort wieder vertrieben. Die Sarazenen kamen um 725 von Spanien herauf; sie überwanden Carcassonne und machten es zu ihrer

nördlichsten Hauptstadt. Auch sie fanden den Schatz nicht."

Der alte Mann hätte noch weiter gehen und berichten können, wie Pipin mit seinen Franken um 765 die Wälle der Stadt niederriß und alle Sarazenen tötete, und wie es auch keinem der Könige fünfhundert Jahre nach ihm gelungen ist, die „verborgene Kammer" zu entdecken. Und auch das hätte er noch hinzufügen können, daß auch König Ludwig IX. von Frankreich ein äußerst beharrlicher, aber dennoch vergeblicher Sucher des Schatzes war.

Es geht die Sage, daß große unterirdische Galerien von einem Brunnen und einem Turm nach der Schatzkammer führen. Aber es gibt nicht weniger als fünf Brunnen, die alle aus der ältesten Zeit stammen sollen, und achtundzwanzig Türme; und die unterirdischen Gänge sind nach der Meinung der ältesten Leute unzählig. Viele dieser Gänge sind sehr ausgedehnt, fest gebaut und hoch gewölbt, doch alle enden in Höhlen; der Schmutz, die Trümmer und die Felsen sind darin so hoch gelagert, daß sie gänzlich undurchdringlich sind. Irgendwo zwischen ihnen mag auch das geheime Gewölbe liegen.

Von den alten Römern und den Barbaren, die sie endgültig besiegten, zu dem eingeborenen indischen Fürsten: „Dem alten Tyrannen von Bombay", ist allerdings kein kleiner Schritt. Ein Schatz, der zwar nicht so groß als der aus Salomos Tempel, aber doch begehrenswert genug ist — man schätzt ihn auf zweihundert Millionen Mark Wert — harrt auch hier seiner Hebung. Mehr als hundert Jahre liegt er an demselben Fleck, unberührt, im Mittelpunkt einer verlassenen Stadt in den Gewölben einer von Geistern heimgesuchten Moschee, und alle, die sich bisher um seine Auffindung bemühten,

starben eines geheimnisvollen Todes. Kein Eingeborener wagt sich an die Moschee heran, denn der alte Herrscher baute in die Wände seiner Schatzkammer lebende Sklaven mit ein. Englische Edelleute und Geldmenschen haben sich zusammengetan, um die verscharrten Juwelen, die seltenen Hölzer und Steine und das Gold dieses alten Begum aus seinem guten, sicheren, romantischen Versteck zu holen. Viele unerschrockene Ingenieure und Sachverständige befinden sich bereits bei der Arbeit. Es soll nirgends so gewaltige Schätze in Indien geben als diesen, den man bestimmt in der Moschee des Schah-amet-Jung zu Murschidabad zu finden hofft. Fünf noch lebende Urenkel des alten Begum gaben zu dem Unternehmen ihre Einwilligung und sollen dafür die Hälfte des Reingewinns erhalten; die indische Regierung beansprucht fünfundzwanzig Prozent von dem, was zutage gefördert werden sollte.

Die Moschee, obwohl sie halb zerfallen und mindestens hundert Jahre nicht mehr benützt ist, macht äußerlich immer noch den Eindruck eines stattlichen weißen Gebäudes. An jeder Ecke streben schlanke Minarette in die Luft, und die Außenseiten des Bauwerks sind mit schönem Schmuck geziert. Die Moschee steht inmitten ehemals prachtvoller Gärten am Ufer des „Perlensees", der allerdings seit langem fast gänzlich ausgetrocknet und versumpft ist; eine vergessene Stadt umgibt sie, und weißbärtige heilige Affen springen in ihren zerfallenden Häuserresten umher. Murschidabad, früher die Hauptstadt von Bengalen, ist heute ein Ort der Trostlosigkeit und Einsamkeit.

Schah-amet-Jung war ungeheuer reich, und es geht die Sage, daß er seine ganze bewegliche Habe in den Gewölben verbarg, um sie vor den habgierigen Eng-

ländern zu schützen, die gerade zu seiner Zeit im Lande die Herrschaft an sich rissen. Einige erzählen nun, daß sich der Schatz in der Moschee selbst befinde; andere aber behaupten, daß er in dem kleinen Gebäude daneben verborgen sei. Und auch in diesem Falle gehen dunkle Gerüchte und schauervolle Geschichten unter den Eingeborenen um, die das kleine Bauwerk mit abergläubischer Ehrfurcht und geheimer Scheu betrachten. Wenn man ihren Worten glauben darf, endete in den letzten hundert Jahren jeder Versuch, den Schatz zu entdecken, unheilvoll und tragisch. Keiner kehrte zurück, der sich unterfing, ihn zu heben. Und jeden Vermessenen und Tollkühnen, der den Versuch wagt, wird nach ihrer Überzeugung ein entsetzliches Schicksal erwarten.

Vor über hundert Jahren machte sich ein Engländer, Henry Walton aus Warwickshire, mit zehn Arbeitern daran, die Reichtümer ihrer geheimnisvollen Stätte zu entreißen. Das war das erste sicher bekannte Unternehmen. Schon am nächsten Morgen nach jenem ersten verhängnisvollen Nachmittag und der Nacht, in der man die Arbeit begann, fand man die Körper der elf Männer steif und verstümmelt auf dem Fußboden in der Moschee liegend. Nie erfuhr man, wer sie getötet hatte. Vor etwa zehn Jahren schmiedeten einige mutige Bengalen — Nachkommen des Begum — einen Plan, um die Gewölbe gewaltsam zu erbrechen, und es gelang ihnen, eine breite Bresche in die Mauer zu legen. Doch auch von diesen Leuten blieb keiner am Leben, und auch ihre Körper fand man, auf eine eigentümliche Art verstümmelt. Die Eingeborenen sind überzeugt, daß die Frevler der Macht höherer Gewalten zum Opfer fielen; nach ihrem Glauben sind es die Seelen der eingemauerten Sklaven, die diese furchtbare Rache nehmen. Aber die

Europäer wissen sehr wohl, was an diesen Geistern ist; sie fanden eine andere Erklärung. Rudyard Kipling scheint die Lösung des Geheimnisses entdeckt zu haben. In der Schatzkammer, die so lange Zeit unbewacht, ruhig und einsam lag, leben ohne Zweifel Schlangen, mächtige Kobra und giftige Nattern. Eine dunkle, kühle Höhle wie diese, die aus abergläubischer Scheu niemand betritt, ist ein höchst willkommener Aufenthaltsort für dieses Gezücht.

Um den Schatz, der in der Moschee verborgen sein soll, winden sich höchst romantische Sagen. Der daneben gelegene Palast war als Mhoti Jheel bekannt. Auch Clive, der Eroberer Indiens, lebte dort einige Zeit; ebenso Sir Warren Hastings. Auch der britische Agent Watts kam in der Verkleidung eines Purdah-Nashin-Mädchens und in einer bedeckten Sänfte reisend, hierher, und schloß einen Vertrag mit Meer Jaffa, einem großen bengalischen Offizier des Seraj-ud-Dowlah. Der Begum des Schatzes war inzwischen gestorben, und ein Emporkömmling bemächtigte sich des Palastes und der Stadt und trieb die englischen Eindringlinge davon. Auch Seraj-ud-Dowlah, der Murschidabad mit eiserner Hand regierte, bekam den verborgenen Reichtum nicht in seine Gewalt. Rudyard Kipling schildert jene Zeit: „Am Tage schwingen sich die großen grauen Affen von den Bäumen, welche die Marmorwände der Wohnungen von Königinnen einsäumen; nachts schreien die Schakale, wo Fürsten schmausten, wo man um ein Königreich handelte, wo die lieblichsten Frauen der Zeit gekrönt oder zu Bettlerinnen gemacht wurden, je nachdem sie in der Gunst stiegen oder fielen, wo die grausamsten und gewissenlosesten Morde, welche die Geschichte überhaupt kennt, begangen wurden; wo die schöne Tänzerin

Fazai, die viele tausend Rupien kostete, und die nur vierundvierzig Pfund wog, lebendig eingemauert wurde, um die verletzte Eitelkeit der Seraj-ud-Dowlah zu besänftigen." ... „Überlieferungen erzählen von verzauberten Orten, Geisterumzügen und klagenden Spukgebilden, neben der von Geistern heimgesuchten Schatzkammer in Murschidabad. Jetzt ist es weniger eine Stadt als ein ungeheures Grab."

Auch das alte Karthago versprach kurz vor dem Kriege, einer italienischen Unternehmung großen Gewinn zu bringen. Einst war Karthago die wohlhabendste Stadt der Alten Welt; obwohl es einmal durch die Römer zerstört worden war, gelangte es doch in einer späteren Zeit wieder zu seiner alten Größe und Macht. Dann kamen die Vandalen von Norden, die im Jahre 429 ganz Nordafrika überschwemmten, und nachdem sie sich an den Küsten des Mittelländischen Meeres festgesetzt hatten, verwüsteten sie Italien und plünderten Rom. Genserich war zu dieser Zeit König der Vandalen, und all seine Schätze, die er aus Italien schleppte, legte er in Karthago nieder. Unendlich viele Sagen bildeten sich über diesen wilden Vandalenkönig. Seine Völker kannten kein Mitleid, kein Erbarmen; sie schonten nichts. Auf ihren flinken Schiffen führten sie jeden kostbaren Gegenstand Roms mit sich fort und häuften unermeßlichen Raub in Karthago an. Auch diese Schätze verschwanden nach Genserichs Tode plötzlich und kamen auch unter seinen Nachfolgern nicht mehr zutage; zweihundert Jahre später bei der Einnahme der Metropole durch die Araber konnten sie nicht mehr gefunden werden. Man hat behauptet, daß auch die Schätze Salomos von Genserich geraubt worden seien, aber dagegen erhoben sich nicht wenige, die es verneinten.

Die Vandalen verwüsteten ganz Italien und Rom. Ihr König, ein großer Feldherr, war so kühn, kraftvoll und erfolgreich, daß er nicht nur Millionenwerte an Kostbarkeiten über das blaue Mittelländische Meer schaffen ließ; er entführte auch die Kaiserin Eudoxia, die ihn gebeten hatte, ihr gegen den Usurpator Maximus zu helfen. Der König war siegreich, nahm Rom ein und führte auch die Kaiserin als Gefangene mit sich.

Wo die unermeßlichen Werte in den Ruinen Karthagos wirklich liegen, konnten auch die italienischen modernen Schatzheber nicht wissen. Die alte berühmte Stadt bedeckte in etwa zwanzig Kilometer Entfernung vom heutigen Tunis eine große Fläche. In ihrer besten Zeit lebten etwa drei viertel Millionen Menschen dort. Das abenteuerliche Unternehmen, das jetzt des Krieges wegen unterbrochen werden mußte, wird Jahre in Anspruch nehmen und ein Vermögen verschlingen, bevor auch nur ein Soldo gefunden werden kann.

Auch über verlorene Reichtümer der Päpste laufen seit Jahrhunderten nicht verstummende Gerüchte um. Achtzig Millionen Mark sollen sich unter der Erde befinden. Was ist Wahrheit, und was nur Dichtung? Sind diese päpstlichen Schätze vorhanden gewesen und verborgen geblieben, oder entspringt der Glaube daran nur Sagen und Träumen der Phantasie? Die Schätze der alten Päpste, die gleich so vielen anderen noch nie entdeckt werden konnten, und die immer noch des glücklichen Finders harren, sind nach der Meinung einiger erster Autoritäten vorhanden. Man hält ihr Dasein für so gewiß, daß einige reiche Franzosen in unserer Zeit große Summen gegeben haben, um den gesamten Untergrund Avignons, der malerischen Stadt an der Rhone, die über sechs Jahrzehnte

der Sitz der Päpste war, zu untersuchen. Sechshundert Jahre sind vergangen, seit jene Päpste aus Rom auszogen und nach dem alten Avignon ihren Sitz verlegten. Auch hier steht es nicht fest, wo sie die kostbaren Gegenstände, die sie mit sich brachten, gelassen haben. Es scheint aber gewiß zu sein, daß sie unter dem Palast der Päpste oder in seiner unmittelbaren Nähe vergraben sind; vielleicht liegen sie tief, tief unter den prachtvollen Gärten, vielleicht auch unter der großen Kirche. Die Gesellschaft wird wohl jeden Fußbreit von Avignon genau untersuchen müssen. Vielleicht liegen die Schätze an einer Stelle, wo sie kein Mensch vermutet.

Da der Untergrund der Stadt steinig ist, wird die Nachforschung mit großen Kosten verbunden sein. Es mag sein, daß man tief unter der Oberfläche einmal auf Gänge stoßen wird; vielleicht findet man dort einst wichtige Dokumente, mit denen man Lücken, die jetzt noch in der Geschichte bestehen, auszufüllen vermag. In den unterirdischen Lagerräumen der päpstlichen Schatzkammer Avignons hofft man die seltensten Kleinode, prächtige Geschmeide und die größte Münzensammlung zu finden. In der Zeit ihres Aufenthalts auf französischem Boden entstand an Stelle des alten Avignon eine fast ganz neue Stadt mit dem festungsartig von Wällen und Gräben umzogenen Palast der Päpste, seinen stellenweise drei Meter dicken Mauern und den sechs mächtigen Türmen.

In Paris wurde vor mehreren Jahren von einigen reichen Männern ein Häuserblock zu dem Zweck angekauft, an Stelle der alten Gebäude hübsche Wohnhäuser mit kleinen Wohnungen für die Studenten der nahen Sorbonne zu errichten. Während der Abräu-

mungsarbeiten kam man auf den Gedanken, daß sich gerade an dieser Stelle der Schatz Julians des Apostaten befinden müsse. Der ursprüngliche Plan wurde aufgegeben, um tief unter der Erde nach den sagenhaften Kostbarkeiten zu graben, denn an dieser Stelle erhob sich einst der Palast Julians. Nach seinem Tode baute man auf seinen Ruinen die Abtei Cluny auf, und aus den Bädern des Palastes wurde der Weinkeller des Priors. In diesen Palast sollte Julian die gesamte Beute seiner sämtlichen Raubzüge aus ganz Europa gebracht haben. Die Geschichte berichtet von unerhörten Kontributionen, die er allein der Kirche auferlegte. Unter den wertvollen Dingen, die Kaiser Julian besaß, nennt man die lebensgroßen Standbilder der zwölf Apostel, die aus Gold geformt waren. Diese Statuen würden allein ein gewaltiges Vermögen bilden. Und sie sind nur ein Teil der zahllosen Sammlung des Kaisers, der in der ganzen Welt aus Kirchen, Palästen und den Wohnungen der Reichen alles rauben ließ: Rubine, Smaragde und Diamanten, goldene geheiligte Gefäße, Juwelen und Geschmeide, eingefaßte und lose Steine, mit Gold und Edelsteinen bestickte Gewänder, Statuen aus Alabaster, Gold, Marmor und Elfenbein.

Ein anderer verschollener königlicher Schatz ist der des Gotenkönigs Dagobert, der ihn als Mitgift seiner Braut Placida, der Tochter des Kaisers Theodorich, erhielt: „Fünfzig in Seide gekleidete Knaben trugen jeder zwei Platten, die mit Goldmünzen angefüllt waren; fünfzig in Seide gekleidete Mädchen trugen Gefäße mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren und Topasen. Ferner waren da Massen von kostbaren und seltenen Schmuckgegenständen, Perlenketten, Ohrringe, Ketten, sechzig Goldgefäße oder Kelche, fünfzehn riesige

flache Schüsseln, zwanzig goldene Kästen, fünfhundert Pfund solides Gold und ungezählte Juwelen. Auch befand sich unter ihnen ein Tisch, dessen Platte aus einem einzigen Smaragd bestand, er war das Wunder des Kaiserreiches; drei Reihen Perlen faßten die Platte ein, und dreihundertfünfundsechzig goldene Beine trugen sie, überall waren Juwelen eingesetzt; man schätzte seinen Wert auf eine Million Goldmünzen."

Im Lichte dieses unbeschreiblichen Glanzes erscheinen die Schätze späterer Tage klein und unbedeutend.

Die Schätze Julians, die seit fünfzehn Jahrhunderten im Herzen von Paris liegen, werden wohl noch manches Geldopfer fordern. Die alte Abtei Cluny steht auf den Überresten des ehemaligen Palastes, und sieben Meter unter der Erde befindet man sich in diesem Teil der Stadt inmitten altrömischer Architektur. Sachverständige konnten feststellen, daß dies die prächtigen Bäder des kaiserlichen Palastes waren; noch heute führt hier eine Tür zum Dampfraum, eine andere zu den Wannen; die Äbte machten die Bäder zum Weinkeller und ließen sie vermauern. Noch heute sieht man die Überreste des großen Schwimmbassins und die Nischen, in denen einst die Badenden auf ihren Ruhebetten lagen. Auf der einen Seite, etwas tiefer, grub man die römischen Öfen, welche das Wasser erhitzten, aus, eine ausgedehnte Anlage von Terrakottaröhren und Heizkanälen. Könnte irgend eine Möglichkeit, den Ort zu finden, wo sich die Kostbarkeiten verbergen, vielversprechender aussehen? Man nimmt an, daß sich unter diesem alten Gemäuer von Julian angelegte, weitläufige Gänge hinziehen. Wie jeder andere berühmte Römer, fürchtete auch er Anschläge auf sein Leben, und er ließ diese Anlagen erbauen, um im Falle der Not durch sie zu entkommen.

Sollten die Schätze hier oder irgendwo unter den Grüften der Abtei schlummern? Irgendwo, so vermutet man, müsse dort eine verborgene Tür zu der Kammer führen, in der diese Wunder liegen. Der Boden unter der alten Abtei Cluny bewahrt sicherlich das wertvollste Geheimnis von allen.

Durch den Weltkrieg wurden all diese Ausgrabungsarbeiten unterbrochen. Jetzt, wo die Kassen unserer Feinde sich immer bedenklicher leeren, wäre es lockend für sie, der Erde ihre Milliarden zu entreißen.

Der Weltkrieg

Vierundvierzigstes Kapitel

Mit 7 Bildern

Am 15. Dezember 1917 wurde zwischen den bevollmächtigten Vertretern der Obersten Heeresleitungen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei einerseits und Rußlands anderseits zur Herbeiführung eines dauerhaften, für alle Teile ehrenvollen Friedens zu Brest-Litowsk ein Waffenstillstand abgeschlossen; er sollte am 17. Dezember 1917 beginnen und zunächst bis zum 14. Januar 1918 dauern. Noch vor seinem Ablauf — am 22. Dezember, um vier Uhr nachmittags — wurden an derselben Stelle in feierlicher Sitzung die Friedensverhandlungen eröffnet. Damit war die Bahn zwar nicht für den endgültigen Abschluß des Weltkrieges, wohl aber für einen Sonder- und Vorfrieden freigemacht, dessen Zustandekommen naturgemäß nicht ohne jegliche Rückwirkung auf die Friedensbereitschaft der übrigen Verbandsmächte bleiben kann.

Wenn auch die Stellung der bolschewistischen Regierung in Rußland keine so feste ist, daß sie als die unbestrittene Inhaberin der Staatsgewalt gelten könnte, so stehen doch weite Kreise in Rußland, kraft eigener Entschließungen oder durch die Macht der Tatsachen dazu gezwungen, hinter ihr. Vor allem aber: das Friedensangebot der Leninschen Regierung konnte und mußte von den Mittelmächten schon aus dem Grunde als durchaus ernst zu nehmende Angelegenheit behandelt werden, weil die einmal getroffenen Abmachungen in den drängenden Fluß der Ereignisse eine Gelegenheit zur Betätigung eines aufrichtigen Friedenswillens erbrachten, zu dem sich der Vierbund stets, auch auf der Höhe seiner Erfolge, immer wieder ohne Scheu bekannt

hat. Dazu kam die praktische Erwägung, daß ein militärisch stillgelegtes und demobilisiertes Rußland für die nächste Zeit ungefährlich ist, und daß anderseits die möglichst baldige Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen zu dem öst-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der Waffenstillstand von Brest-Litowsk:
Das Verhandlungsgebäude.

lichen Nachbarreiche beiden Teilen unbedingt zum Vorteil gereichen muß.

Rußland ist das Land der begrenzten Möglichkeiten. Trotz des ungeheuren Umfangs seines Gebiets, das förmlich einen Kontinent für sich bildet und eine vollkommene Bedürfnisdeckung aus sich selbst heraus zu gewährleisten scheint, ist seine Volkswirtschaft unauflöslich mit der Weltwirtschaft verbunden, und zwar in erster Linie mit der deutschen. Das russische Reich



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der Waffenstillstand von Brest-Litowsk:
Empfang der russischen Delegation am Bahnhof von Brest-Litowsk.

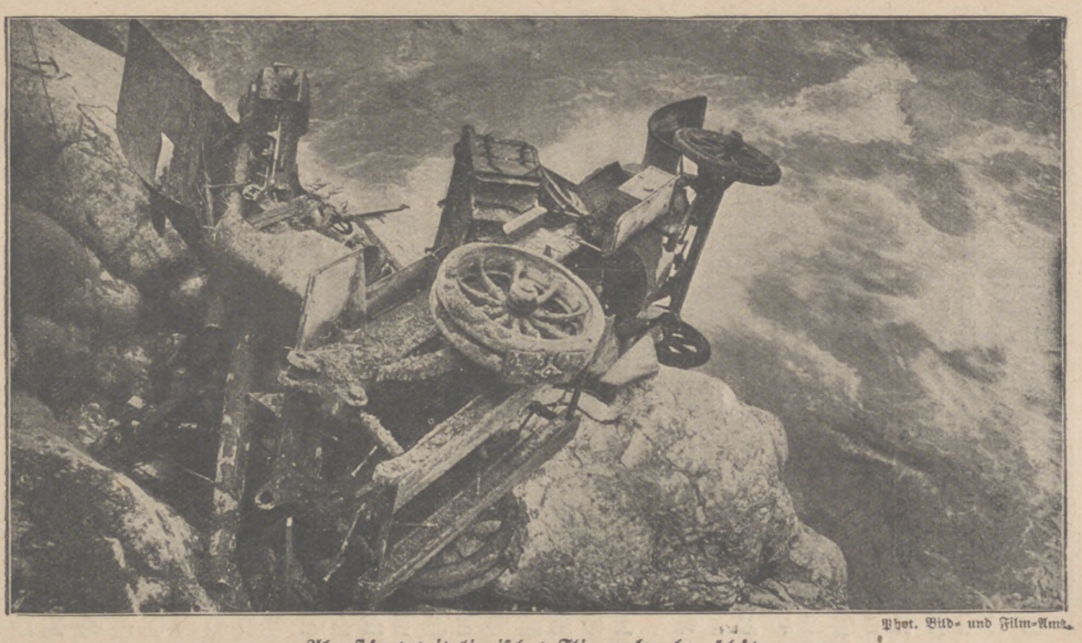
ist nämlich, um das Gleichgewicht seines Staatshaushalts aufrechterhalten zu können, auf die Ausfuhr seiner Agrarprodukte angewiesen; nur auf diese Weise ist der verschuldete Staat in der Lage, seinen außerordentlich hohen Zinsendienst an das Ausland zu erfüllen. Die Abwicklung dieser Verbindlichkeiten wurde Rußland in Friedenszeiten hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß es nach Deutschland weit mehr Nahrungsmittel und Rohstoffe ausführte, als es Fabrikate von dort bezog. Auf diese Weise konnte es seinen Verpflichtungen anderen Staaten gegenüber vornehmlich durch den Überschuß seiner Ausfuhr nach Deutschland nachkommen. Vor dem Kriege betrug dieser Überschuß 400 Millionen Rubel, und er genügte völlig, um jene Zinsenlast zu bestreiten. Die Beschaffung von Kredit und Kapital beruhte auf diesem Übergewicht. Das Bestreben, dem Zwange dieses Verhältnisses zu entgehen, zeitigte Rußlands unaufhörliches Drängen nach der See, sein Kampf um die Dardanellen, um den Zugang zu den Häfen am Stillen Ozean und am Persischen Golf, sein Hinübergreifen über den Balkan nach dem Mittelmeer, das es sich durch seine Vorposten Serbien und Montenegro zu erschließen gedachte. Es war im Grunde ein Kampf um die Loslösung von den engen Banden, die Rußlands und Deutschlands Wirtschaftsinteressen miteinander verknüpft hielten. Die panslawistische Hetzpresse stellte die „deutsche Gefahr" in düstersten Farben dar und trieb zum Krieg. Mit Zahlenargumenten, die auf die geographische, kulturelle und wirtschaftliche Lage des Landes nicht die geringste Rücksicht nahmen, wurde der imperialistische Trieb der russischen Massen aufgepeitscht. Damit wurde schließlich nur das eine erreicht, daß an die Stelle

der durchaus natürlichen russisch-deutschen Wirtschaftsverknüpfung das Joch der anglikanischen Geldmächte trat.

Von der russischen Ausfuhr ging vor dem Kriege etwa der dritte Teil nach Deutschland; auf England entfielen nur ein Fünftel, auf Holland ein Neuntel, auf Frankreich ein Vierzehntel der Ausfuhr. Rußland war seit jeher einer der hauptsächlichsten Nahrungslieferanten Deutschlands, anderseits war es freilich auch einer von dessen besten Kunden auf dem Gebiete der Fertigindustrie. Deutsche Maschinen aller Art, Eisen- und Stahlwaren, chemische Produkte und Erzeugnisse der Textilindustrie fanden in Rußland stets einen sehr aufnahmefähigen Markt. In innigem Zusammenhang mit diesem Vorherrschen der deutschen Industrieeinfuhr steigerte sich stetig der Wirtschaftseinfluß Deutschlands in Rußland. Überall im Lande hatte der deutsche Kaufmann, der deutsche Ingenieur, der deutsche Reisende festen Fuß gefaßt. Die polnischen Fabriken wurden zu einem großen Teil von Deutschen geleitet. Deutsche Agenten und deutsche Reeder vermittelten vielfach den Rohstoffverkehr mit anderen Ländern. Die ganze russische Technik beruhte in der Hauptsache auf deutschen Grundlagen. Deutsche Unternehmer gründeten in Rußland Eisenhütten, Installationsbüros und Agenturen, deutsche Verleger lieferten den russischen Gelehrten und Ingenieuren wissenschaftliche Werke und Fachliteratur. Weite russische Ländereien befanden sich in deutschen Händen; aus den russischen Wäldern bezogen wir Holz für unsere Musikinstrumente, für unsere Nutzindustrie. Bei alledem war es weniger deutsches Kapital als deutsche Arbeitskraft, die in Rußland nutzbringend angelegt wurde. Das Kapital lieferten in

erster Linie Frankreich, Belgien, England und Amerika. Bei einem etwaigen Staatsbankrott würden also vor allem die einstigen Verbandsgenossen in Mitleidenschaft gezogen, während Deutschland dadurch nicht erheblich betroffen würde.

Rußlands Krieg war also im wesentlichen nur ein Loslösungsversuch, der sich gegen durch die Natur bedingte Verhältnisse richtete; er kann heute bereits als endgültig gescheitert angesehen werden. Mehr noch: die durch die englisch-amerikanische Konkurrenzfurcht geschürte Hetze gegen Deutschland hat sich lediglich als ein Teil von jener Kraft erwiesen, die trotz bösem Willen Gutes für uns geschaffen hat. Rußlands Staatsschuld hat sich im Laufe des Krieges fast um das Dreifache, auf mehr als 40 Milliarden erhöht. Es wird künftig seinen Export an Rohprodukten gewaltig steigern müssen, um sich im weltwirtschaftlichen Kampfe behaupten zu können; auch eine Zahlungseinstellung würde hieran nichts bessern, den Zwang vielmehr verstärken. Als Abnehmer kommt aber in erster Linie wieder das deutsche Nachbarland in Betracht, schon aus dem Grunde, weil die Transportverhältnisse zwischen den beiden Staaten am günstigsten liegen. Wollte England den Versuch unternehmen, Deutschland als Absatzmarkt für Nahrungsmittel und Rohstoffe zu ersetzen, wozu es auch nur bis zu einem gewissen Grade befähigt wäre, so müßte es zu Gunsten Rußlands seine bisherigen Bezüge aus seinen Kolonien und dem Ausland einfach streichen, was seinen eigenen Wirtschaftsinteressen keineswegs entspräche. Auf der anderen Seite ist auch ein Ersatz der deutschen Industrieeinfuhr nach Rußland so gut wie undenkbar. England stellt diese Einfuhrartikel zum Teil gar nicht her und könnte sie auch nicht



Phot. Bild- und Film-Amt.

Abgestürztes italienisches Fliegerabwehrgeschütz.

marktfähig liefern, Rußland selbst aber ist für die nächste Zukunft nicht in der Lage, die Bedürfnisse der einheimischen Industrie aus eigener Kraft zu decken. Als ein Land, dessen Bevölkerung zu vier Fünfteln von der Landwirtschaft lebt, bedarf es der technischen und kommerziellen Unterstützung des Auslandes. So ist Rußlands Wirtschaft von Natur aus auf Deutschland angewiesen. Und daraus erklärt es sich, daß seine Vertreter auf den internationalen Wirtschaftskonferenzen dem Drängen der Alliierten nach Anschluß Rußlands an den wirtschaftlichen Boykott Deutschlands nach dem Kriege von Anfang an stets widerstrebten.

Der Waffenstillstandsvertrag von Brest-Litowsk zeigt bereits ein sehr deutliches Abrücken Rußlands von der Sache des Verbands. So übernimmt die russische Regierung im Artikel V die Gewähr dafür, daß Seestreitkräfte des Verbands, die sich bei Beginn des Waffenstillstands nördlich der im Vertrag näher bezeichneten Demarkationslinie befinden oder später dorthin gelangen, sich ebenso friedlich verhalten wie die russischen Streitkräfte. Es könnte sonach unter Umständen der Fall eintreten, daß Schiffe der mit Rußland bisher verbündeten Mächte von russischen Streitkräften angegriffen werden, wenn sie sich den Bedingungen des Waffenstillstandsvertrags nicht freiwillig fügen. Bemerkenswert sind auch die im Artikel X niedergelegten Bestimmungen über die Räumung Persiens. Ausgehend von dem Grundsatze der Freiheit, Unabhängigkeit und territorialen Unversehrtheit erklären sich nämlich die türkische und die russische Oberste Heeresleitung bereit, ihre Truppen aus Persien zurückzuziehen. Damit hat Rußland seinen während der ganzen Kriegszeit mit großer Hartnäckigkeit

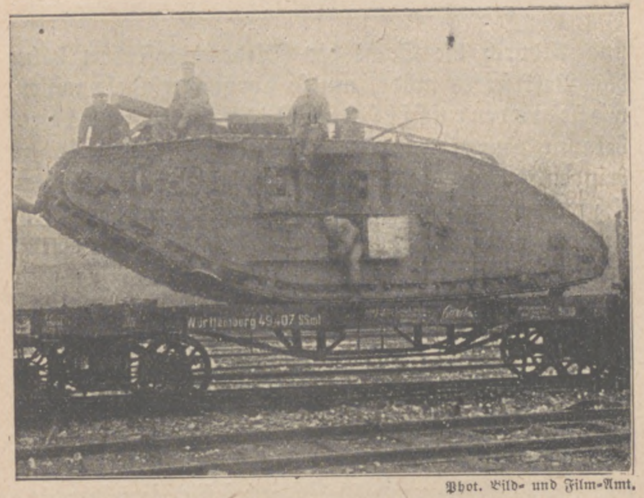


Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Verschneite österreichisch-ungarische Stellung in den Tiroler Dolomiten.

verfolgten Plan einer englisch-russischen Aufteilung Persiens endgültig fallen gelassen. Nur in seinem südlichen Teile wird Persien fortan noch fremde Gäste sehen; aber die Maßnahmen der deutschen Heeresleitung werden gewiß dafür sorgen, daß den Engländern auch hier recht bald die Scheidestunde schlägt.

England spielt zwar noch immer den starken Mann, und Lloyd George glaubte in einer seiner Schimpforgien wieder einmal, die Deutschen „Verbrecher und Banditen" titulieren zu sollen. Aber wenn es auch wahr ist, daß — um ein treffendes Wort Graf Hertlings zu gebrauchen — „ein Verhandeln mit Männern von derartiger Gesinnung ausgeschlossen ist", so fehlt es doch auch unter unseren Hauptgegnern nicht an Stimmen der Einsicht und Umkehr. Der friedensfreundliche Brief Lord Lansdownes, des früheren Ministers des Äußern, an den „Daily Telegraph" hat diese Stimmung wesentlich gestärkt und die unentwegten Kriegshetzer weidlich verstimmt. Der englisch-französische Anfangserfolg bei Cambrai wurde kurz darauf durch den schneidigen deutschen Gegenstoß mehr als ausgeglichen, und die vorübergehende Räumung Jerusalems durch die türkischen Truppen ist nur ein magerer Trost für den Abfall Rußlands und den Zusammenbruch Italiens. „Es nützt uns nichts, Jerusalem und Bagdad einzunehmen," sagt der Militärfachmann Oberst Repington in der „Times", „wenn wir nicht auf dem Hauptkriegschauplatz erfolgreich sind." Und daß dazu keinerlei Aussicht vorhanden ist, geben englische und französische Blätter heute unverhohlen zu. „Manchester Guardian" erklärt es offen für einen Fehler, daß England nicht im verflossenen Sommer gemäßigte Kriegsziele bekanntgegeben



Phot. Bild- und Film-Amt.

Abtransport erbeuteter Tanks.



Phot. Bild- und Film-Amt.

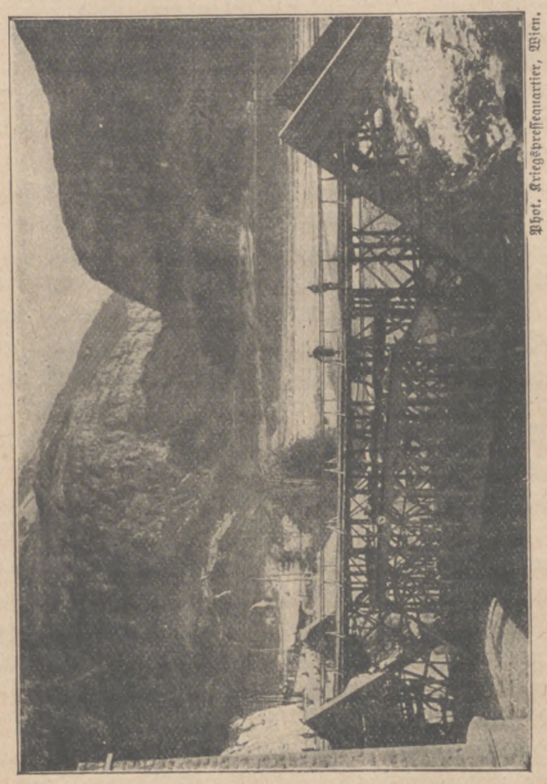
Durch Volltreffer zerstörter Tank.

und dadurch die Sache des Friedens gefördert habe; das Volk sei es müde, um so anrüchiger Ziele willen, wie sie aus den russischen Geheimverträgen bekannt geworden, weitere Blut- und Geldopfer zu bringen. Auch verschiedene französische Blätter äußern sich recht niedergeschlagen; gesteht doch sogar „L'Heure" ein, daß die militärische Lage Frankreichs seit der Marneschlacht niemals ernster gewesen sei als um diese Jahreswende.

In der Tat kann ein Rückblick auf die Kriegsereignisse des abgelaufenen Jahres bei unseren Gegnern wenig Genugtuung auslösen. Am 12. Dezember 1916 hatten die Mittelmächte dem Verband ihr hochherziges Friedensangebot übermitteln lassen. Hätte England damals vorausschauende Politiker besessen, so würde diese schon der Fall von Bukarest, der dem Friedensanerbieten um wenige Tage vorausging, gewarnt haben. Aber gerade um dieselbe Zeit, als Rumänien geschlagen war, übernahm Lloyd George, der Munitionsgewaltige, als Führer der Opposition die Leitung Englands und damit des Verbands. Dieser Kriegsfanatiker glaubte durch Abschließung vom Weltverkehr, durch zehnfache Übermacht an Mannschaft, Geld und Munition Deutschland und seine Verbündeten auf die Knie zwingen zu können.

Für das Frühjahr 1917 hatte Lloyd George, nachdem die Hoffnung auf Rumänien ins Wasser gefallen war, die Vernichtung Deutschlands angekündigt. Zwischen St. Quentin und Arras sollte der große Schlag geführt werden. Ungeheure Menschen- und Geschützmassen hatte der Feind im Westen zusammengeballt. Aber der Schlag ging in die Luft. General Haig fand an der Stelle, wo der Durchbruch geplant war,

ein leeres, für jede größere Operation unbrauchbares Gelände vor, und gegen die mittlerweile ausgebaute Siegfriedstellung anrennen, hieß auf Granit beißen.



Phot. Kriegspressequartier, Wien.

Wiederhergestellte Brücke im oberen Piavetal.

Nicht besser erging es den Engländern und Franzosen mit den zahlreichen anderen Durchbruchsversuchen an der langen Front von Verdun bis Flandern. Dann kam die große Flandernschlacht. Sie ist bis

heute noch nicht völlig ausgekämpft. Und sie wird niemals den Ausgang nehmen, den Lloyd George von ihr erhoffte.

Ein großer Aufwand wurde im Westen auf Lloyd Georges Geheiß nutzlos vertan. An den anderen Fronten aber schritten Deutschland und seine Verbündeten, unbeirrt durch den fanatischen Vernichtungswillen der Westmächte, ihren Siegesgang. Hell glänzt in der Chronik des großen Jahres 1917 der Name des galizischen Städtchens Zborow; er bezeichnet nicht nur den genial vorbereiteten Durchbruch im Osten, sondern auch die endgültige Katastrophe der russischen Front — die Befreiung Ostgaliziens und der Bukowina von der „Dampfwalze". Nach den Schlägen von Riga und Ösel vollends war der Zusammenbruch der russischen Militärmacht nicht mehr aufzuhalten; sie stürzte und riß die Kriegspartei mit sich in den Abgrund. Die Bahn für die Friedensverhandlungen mit Rußland war frei.

Fast gleichzeitig brach der Gerichtstag über Italien herein. In elf gewaltigen Isonzoschlachten hatte Cadorna sein Kriegsglück versucht — die zwölfte fegte das Kartenhaus seines Feldherrnruhmes mit einem einzigen Hieb hinweg, brachte ein Vielfaches des italienischen Geländegewinns in den Besitz der Mittelmächte. 400 000 Mann und Tausende von Geschützen hat die italienische Heeresleitung in diesen Kämpfen eingebüßt. Tief in Venezien stehen heute die siegreichen Truppen der Mittelmächte, und nicht das jugendlich aufblühende Triest — Venezia, die Rivalin, einst die Beherrscherin der Adria, liegt im Bereich der feindlichen Feuerschlünde.

Achtzehn Millionen Mann beträgt bisher der Verlust des Verbands an Toten, Verwundeten und

Gefangenen, und einen unverhältnismäßig großen Anteil daran hat das Jahr der Herrschaft Lloyd Georges. Reichlich ein Viertel der gesamten Welttonnage von 50 Millionen Bruttoregistertonnen ist bis zum Ende dieses Jahres durch deutsche Unterseeboote vernichtet worden. Rußland und Rumänien aus dem Kampfe ausgeschieden, Italien dem Verbluten nahe, Friedensrevolution in Portugal, die besten Kräfte Frankreichs in Aufruhr gegen die englische Statthalterschaft des Klüngels Poincaré-Clémenceau, Amerikas Hilfe räumlich und zeitlich zu weit entfernt, um für eine europäische Intervention in Rechnung gestellt werden zu können, Ablehnung der Wehrpflicht in Australien, in England selbst wachsende Mißstimmung und Friedensehnsucht der Ernüchterten, sehend Gewordenen: das ist die Jahresbilanz der Herrschaft Lloyd Georges!



Der Drang der Tiere zum Licht

Von Dr. M. H. Baege

Der Drang zum Licht scheint nahezu allen Lebewesen innezuwohnen; bei Pflanzen und Tieren wurde er gleichermaßen beobachtet. Stellt man einen Blumentopf mit Pflanzen ans Fenster, so wird man schon nach kurzer Zeit wahrnehmen, daß sich die Pflanzen nach der Fensterseite dem einfallenden Lichte zu krümmen. Besonders deutlich ist dies bei Keimlingen zu beobachten. Gewöhnlich glaubt man in diesem Verhalten der Pflanzen eine Art Willkür, Absicht oder gar Überlegung vermuten zu müssen. Man sagt: die Pflanze will zum Lichte, weil sie es liebt oder braucht; sie drängt sich absichtlich zu ihm hin. Durch Erforschung dieser pflanzlichen Bewegungserscheinungen erkannte man, daß sie als Richtungsbewegungen oder Tropismen aufzufassen sind, die durch bestimmte Reize — und zwar in diesem Falle durch das Licht — zwangsweise ausgelöst werden. Es wurden übrigens noch andere Tropismen an Pflanzen beobachtet, wie zum Beispiel der Geotropismus, wo die Schwerkraft als Reiz für derartige Richtungsbewegungen wirkt; der Chemotropismus, der durch chemische Reize bedingt ist; die Richtungsbewegung der Pflanzen zum Lichte — zur Sonne — bezeichnet man als Photo- oder Heliotropismus. In jedem Tropismus unterscheidet man je nach der Art der Bewegung wieder zweierlei. Als positiven Tropismus bezeichnet man die ausgelöste Bewegung, wenn sie sich dem Reize entgegen, als negativen Tropismus, wenn sie sich vom Reize abwendet.

Für den sogenannten Lichtdrang der Tiere sind die bekanntesten Beispiele die immer wieder dem Lichte zustrebende Motte oder Vögel, die durch den großen Scheinwerfer der Leuchttürme angelockt, sich schließlich an den

Glasplatten die Köpfe einrennen. Sollte das sonderbare Verhalten dieser Tiere auch auf ebensolche richtende Wirkungen des Lichtreizes zurückzuführen sein wie bei den Pflanzen? Jacques Loeb, der berühmte deutsch-amerikanische Biologe, kam vor über fünfundzwanzig Jahren auf diese Vermutung. In streng naturwissenschaftlicher Weise, das heißt unter Anwendung der gleichen Forschungsprinzipien, wie sie für die exakten Naturwissenschaften galten, begann er die Bewegungen niederer Tiere zu untersuchen. Er verwendete dabei zum ersten Male planmäßig die Ergebnisse der physikalischen Chemie. Als seine Aufgabe sah er es an, die Kräfte zu erforschen, welche den Tieren die Richtung ihrer anscheinend willkürlichen Bewegungen ebenso unerbittlich vorschreiben, wie die Schwerkraft den Planeten die Bewegung vorschreibt. Er wollte also die scheinbar regellos und völlig willkürlichen Bewegungen der Tiere ebenso sicher auf allgemeine Gesetze zurückführen, wie das der Forschung für die Bewegung der Himmelskörper gelungen ist. Er hatte erkannt, daß die Annahme eines „tierischen Willens" keine wissenschaftlich stichhaltige Erklärung dieser Bewegung sein könne, daß das Wort „tierischer Wille" nur „der Ausdruck unserer Unkenntnis der Kräfte ist", die das Tier zu seinen Bewegungen veranlassen. Seine Aufgabe wollte er als gelöst ansehen, wenn es ihm gelungen sei, jede beliebige Anzahl von Tieren einer bestimmten Art durch äußere Einflüsse zu zwingen, mittels ihres Fortbewegungsapparates einem bestimmten Ziele zuzustreben. Sollte sich dabei ergeben, daß auch nur einige aus der Zahl dieser Tiere unter den gegebenen Bedingungen sich nicht nach der gleichen Richtung bewegten, so sei eben die Kraft noch nicht eindeutig bestimmt. Loeb begann seine

Versuche mit Blattläusen. Er steckte etwa hundert in ein gewöhnliches Reagenzglas. Brachte er das Glas mit den Tieren in die Nähe eines gutleuchtenden Lichtes, so stellten sich die Tiere mit dem Kopf gegen die Lichtquelle und bewegten sich in gerader Linie auf diese zu, so weit, als es ihr Gefängnis erlaubte. Waren sie alle an dem Ende des Glases, das der Lichtquelle zugekehrt ist, angekommen, so blieben sie an dieser Stelle dicht beieinandergedrängt dauernd sitzen. Drehte er nun das Glas wieder um, so daß das andere mit einem Stopfen versehene Ende desselben dem Lichte zugekehrt war, so liefen sie alle sofort wieder in gerader Linie zu diesem Ende hin. Die Richtung ihrer Fortbewegung war also eindeutig bestimmt durch die Lichtquelle. Es sind Zwangsbewegungen, die diese Tiere ausführen, von willkürlicher — absichtlicher — Bewegung kann hier keine Rede sein; denn immer — mag das Glas auch je nach Wunsch gedreht werden — bewegen sich die Tiere in gerader Linie zum Lichte hin.

Welche Faktoren bestimmen nun diese Zwangsbewegung? Nach Loeb sind es zwei Faktoren: die symmetrische Struktur eines solchen Tieres und die photochemische Wirkung des Lichtes. Wie ist nun die richtende Wirkungsweise des Lichtes zu erklären? Die Chemie zeigt, daß bei einer Reihe organischer Substanzen eine Anzahl chemischer Reaktionen durch das Licht beschleunigt wird. Wir dürfen also annehmen, daß in den Zellen der Netzhaut dieser Tiere — oder an sonst lichtempfindlichen Stellen ihres Körpers — mit zunehmender Stärke der Lichtwirkung auch die Geschwindigkeit gewisser chemischen Reaktionen zunimmt. Das Tier besitzt nun einen symmetrisch gebauten Körper — das heißt: die rechte Körperhälfte entspricht genau der linken.

Das gilt nicht nur in anatomischer, sondern auch in chemischer Hinsicht, denn symmetrisch gleichliegende Körperstellen haben auch gleichen Stoffwechsel. Fällt nun auf die beiden Augen des Tieres eine ungleiche Menge Licht, so werden in der Netzhaut des Auges, das mehr Licht als das andere empfangen hat, bestimmte chemische Reaktionen in beschleunigterer Weise stattfinden als in der anderen, und dementsprechend werden auch im optischen Nerv dieses Auges stärkere chemische Veränderungen auftreten als im anderen. Diese Ungleichheit in der chemischen Reaktionsweise überträgt sich schließlich auch auf das übrige Nervensystem, so besonders auf die die Bewegungen regulierenden Nerven und von da auf die Muskeln. Werden die symmetrischen Muskeln auf der einen Seite des Körpers in stärkere Tätigkeit geraten als auf der anderen Seite, so wird das Ergebnis dieser Tätigkeitsverschiedenheit schließlich eine Änderung der Bewegungsrichtung des Tieres sein. Treffen aber die Lichtstrahlen beide Augen des Tieres und seine außerdem etwa vorhandenen lichtempfindlichen Organe in völlig gleicher Weise, so wird in beiden Körperhälften der gleiche Spannungszustand der Muskeln entstehen und das Tier sich infolgedessen geradlinig hinbewegen. Das Tier wird also gewissermaßen automatisch durch die Lichtquelle geführt.

Das gleiche Verhalten einer Lichtquelle gegenüber wurde übrigens festgestellt bei Larven von niederen Seetieren und Insekten sowie bei jungen Fischen. Loeb bezeichnet nun dieses in gleicher Weise sich äußernde Verhalten von Tieren einer bestimmten Lichtwirkung gegenüber als Heliotropismus, und spricht wie der Botaniker bei Pflanzen von positivem Heliotropismus, wenn sich ein Tier zur Lichtquelle hinbewegt oder — wie

bei festsitzenden Tieren — hinwendet; von negativem Heliotropismus aber, wenn sich das vom Licht getroffene Tier von diesem fortbewegt oder abwendet.

Es gibt natürlich auch Tiere, die gar keinen Heliotropismus aufweisen oder ihn nur in äußerst schwachem Grade besitzen. Ist es nun möglich, diese künstlich heliotropisch zu machen? Loeb versuchte es, und es gelang ihm. Damit gab er uns einen noch tieferen Einblick in den Mechanismus der früher als Willenshandlungen angesprochenen Tropismen.

Zu diesem Versuche brachte er kleine Süßwasserkrebse in ein Aquarium, das nur von einer Seite beleuchtet war. Die Krebse schwammen regellos durcheinander und kümmerten sich überhaupt nicht um das Licht. Das wurde aber sofort anders, wenn der Experimentator dem Wasser etwas Kohlensäure zusetzte. Wenige Minuten später waren alle Tiere positiv heliotropisch und bewegten sich in geradliniger Richtung auf die Lichtquelle zu, um schließlich dichtgedrängt an der Lichtseite sitzen zu bleiben. Drehte man das Gefäß herum, so daß die bisherige Lichtseite nach hinten zu stehen kam, so schwammen alle Tierchen wieder geradlinig nach der neuen Lichtseite hin und blieben dort sitzen.

Wie kommt es nun, daß diese vorher gegen Licht völlig gleichgültigen Tiere nach einem Zusatz von Kohlensäure — jede andere Säure bewirkt übrigens dasselbe — geradezu „Lichtsklaven" wurden? Wie kommt das durch die Säure zustande? Loeb erklärte es durch die auf bestimmte Ergebnisse der physikalischen Chemie sich stützende Annahme, daß die Säure die tätige (aktive) Masse der lichtempfindlichen Substanz in den Tieren vermehrt. Die Krebschen reagieren deshalb vorher nicht

auf das Licht, weil die Masse photochemischer Stoffe, die durch das Licht umgesetzt wurden, zu klein war, um, wenn das Licht ein solches Krebstier von der Seite traf, einen Unterschied des Stoffumsatzes auf beiden Körperseiten hervorzurufen. Der Spannungsunterschied zwischen den symmetrischen Muskeln beider Körperhälften reichte nicht aus, um den Kopf automatisch dem Lichte zuzudrehen.

Dasselbe Ergebnis konnte nun auch erzielt werden, wenn man die Temperatur des Aquariumwassers um einige Grade herabsetzte. Auch dann wurden nicht heliotropische Tiere positiv heliotropisch. In diesem Falle wurde durch das Experiment die Zersetzungsgeschwindigkeit des lichtempfindlichen Stoffes, der sich bei gewöhnlicher Temperatur leicht zersetzt, vermindert. Wenn sich aber die photochemische Substanz weniger schnell zersetzt, bleibt längere Zeit mehr davon erhalten, und ein bestimmtes Mindestquantum davon muß ja da sein, wenn das Licht seine Wirkung geltend machen soll.

Gerade die Tatsache, daß man Tiere, die vorher nicht heliotropisch waren, durch gewisse Veränderungen im chemischen oder physikalischen Zustande ihres Mediums jederzeit heliotropisch machen kann, ist für die Erklärung des Zustandekommens tierischer Bewegungen von größter Bedeutung. Denn wie keine andere Tatsache ist sie geeignet, uns klarzumachen, daß für die Annahme eines „freien Willens", einer Willkürlichkeit der Handlungen, dort kein Raum mehr bleibt, wo sich herausgestellt hat, daß unter bestimmten physiko-chemischen Bedingungen auch immer bestimmte Bewegungen der Tiere sich vollziehen. Sind nicht alle diese Bedingungen erfüllt, so kann eben das Tier nicht heliotropisch reagieren, fügen wir zu einem gegebenen Bedingungskomplex aber die

noch fehlenden Bedingungen hinzu — wie in den beiden oben angeführten Fällen —, so bewegt sich das Tier sofort geradezu zwangsweise zur Lichtquelle hin. Daß der Heliotropismus, der „Drang" der Tiere zum Licht, lediglich durch bestimmte äußere Faktoren physikalisch-chemischer Art hervorgerufen und bestimmt ist, konnte Loeb auch an anderen Tieren nachweisen. Die im Frühjahr aus ihren Nestern herauskriechenden Raupen des Goldafters — eines kleinen Schmetterlings aus der Familie der Trägspinner — sind nur so lange stark heliotropisch, als sie noch keine Nahrung zu sich genommen haben. Sowie sie aber nur ein einziges Mal gefressen haben, verschwindet der Heliotropismus. Er ist auch dann nicht wieder hervorzurufen, wenn man die Tiere erneut längere Zeit hungern läßt. Durch die an die Nahrungsaufnahme sich anschließenden Stoffwechsel werden also hier die photochemischen Reaktionen mittelbar oder unmittelbar gehemmt. Anders ist es wieder bei den Ameisen und Bienen. Während die Arbeiterinnen keine heliotropische Empfindlichkeit zeigen, ist sie bei Männchen und Weibchen zur Zeit der Geschlechtsreife festzustellen. Hier sind es anscheinend die besonderen Stoffe, die in dieser Zeit in den Geschlechtsdrüsen entstehen, durch welche die photochemischen Reaktionen verstärkt werden. Welche hohe biologische Bedeutung übrigens diesem durch bestimmte Stoffwechselprodukte hervorgerufenen Wechsel in der heliotropischen Empfindlichkeit für die betreffenden Tiere zukommt, kann hier nicht näher dargelegt werden.

Loeb konnte nachweisen, daß der sogenannte Drang zahlreicher wirbelloser Tiere zum Lichte, der bei oberflächlicher Betrachtung und mangelnder Untersuchung als Willenshandlung oder instinktive Handlung erscheint,

sich bei sorgfältiger Beobachtung unter Anwendung bestimmter Mittel als Tropismus herausstellt, demnach als rein physikalisch-chemisch bedingte, maschinenmäßige Reflexhandlung. Die Annahme einer „Seele", einer „Intelligenz" oder eines „Willens" als letzter Ursache dieser Handlungen ist also nicht nur unnötig, sondern geradezu falsch. Nach Loebs Worten ist „alles Erklären nichts weiter als die Darstellung einer Erscheinung als eindeutigen Funktion der sie bestimmenden Variabeln (Verschiedenheiten), und wenn wir in der Natur Funktionen von zwei Variabeln vorfinden, so trägt es meines Erachtens nicht zum Fortschritt bei, wenn wir behaupten, daß es sich um Funktionen von mehr Variabeln handle, ohne daß der ausreichende Beweis dafür zu erbringen ist". Loeb gelang es mit seiner rein naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der sogenannten spontanen Bewegungen wirbelloser Tiere und seiner auf diese neue Betrachtungsweise gegründeten Art des Forschens und Experimentierens, die wirklichen Ursachen — Bedingungen — einer ganzen Reihe dieser Bewegungen zu zeigen. Ihm ist es geglückt, eine große Anzahl der früher als willkürlich oder instinktiv bezeichneten tierischen Bewegungen jeder Willkürlichkeit zu entkleiden. Es handelt sich also bei den Bewegungen dieser Tiere nicht mehr um Willensakte und Instinkte, sondern um Tropismen.

Bei jungen Fischen, also bei Angehörigen der niedrigsten Wirbeltierklasse, ließen sich dieselben Erscheinungen des positiven Heliotropismus feststellen wie bei Wirbellosen. Hier gilt es nun anzuknüpfen und, die Entwicklungsleiter der Wirbeltiere allmählich hinaufsteigend, in derselben Weise, wie es an Wirbellosen durch Loeb geschehen, zu untersuchen, inwieweit die als spontan betrachteten und als willkürlich bezeichneten Handlungen

derselben sich in Tropismen und rein maschinenmäßige Reflexaktionen auflösen lassen. Auf jeden Fall wird uns auch hier die streng naturwissenschaftliche Betrachtungs- und Forschungsweise gründlichere und einwandfreiere Kenntnisse über die Bedingtheit und Gesetzmäßigkeit dieser Handlungen geben als die veraltete und deshalb unhaltbar gewordene mystisch-metaphysische Betrachtungsweise der fraglichen Erscheinungen.



Mannigfaltiges

Trommelnde Spinnen. — Unsere gewöhnlichen Stechmücken oder Schnaken erzeugen beim Fliegen einen Ton, der etwa dem mittelhohen d oder e einer Violine entspricht. Die Tiere hören auch diesen Ton, denn wenn man ihn singt oder auf der Geige herunterstreicht, so zuckt ein tanzender Schwarm nach der Stelle hin, wo er erklingt. Geht man spielend weiter, so folgt der Schwarm nach. Der früher in Münster wirkende, jetzt verstorbene Zoologe Landois erzählt, wie er diese Gewohnheit der Schnaken einmal benützte, um sich bei seinem etwas nichtsnutzigen Diener in Respekt zu setzen. „Vor einiger Zeit traf ich ihn," so berichtet er, „im Garten mit gewohntem Nichtstun beschäftigt und war ärgerlich, daß er seine Dienstpflicht, wie Stiefelputzen und so weiter, vernachlässigte. Zufällig war ein großer Mückenschwarm in der Nähe. Ich rief den Diener herbei und sprach zu ihm in erhobener Stimme, nämlich dem Tone e: ‚Wenn du nächstens mir die Stiefel nicht ordentlich putzest, sollen dich die Mücken totstechen.' Und wie auf Kommando fiel der ganze Schwarm auf uns herab; der Diener flüchtete schleunigst und meinte später, das müsse doch nicht mit rechten Dingen zugehen, daß der Herr Professor sogar die Mücken unter Kommando hätte." —

Außer den Schnaken gibt es noch verschiedene Insekten, die man durch künstlich erzeugte Töne ganz bestimmter Höhen- oder Tiefenlage sehr merkbar in Erregung versetzen kann. Hierher gehören die Küchenschaben, die Wasserwanzen, gewisse Borkenkäfer und andere mehr, von denen man weiß, daß sie selbst Tonproduzenten sind, und daß sie die Geräusche, die sie bald mit ihren Flügeln, bald mit ihren Beinen oder Mundapparaten erzeugen, zur Verständigung untereinander benützen, besonders zur Paarungszeit.

Etwas ganz Sonderbares und bisher Ungekanntes aber ist es, daß es Tiere aus der nächsten Verwandtschaft der Insekten gibt, die sich sogar lebloser Gegenstände zur Hervorbringung von Geräuschen bedienen und daß mit diesen Geräuschen gleichfalls auf die Artgenossen eingewirkt wird. Die betreffenden Beobachtungen sind kürzlich von Heinrich Prell in einer zoolo-

gischen Zeitschrift mitgeteilt worden. In der Umgebung Tübingens spazieren gehend, wurde er auf ein eigentümliches trommelndes Geräusch aufmerksam, das aus dem dürren Laub im Graben eines Waldweges ertönte. Es klang ungefähr, als striche jemand mit dem Fingernagel über eine Feile hin oder bearbeite mit dem Fingernagel eine Glasplatte. Dem Geräusche nachspürend, entdeckte er als dessen Urheber das Männchen einer Jagdspinnenart (Pisaura), das auf einem dürren Blatt saß. Es sei bemerkt, daß diese Spinnenform ein stattliches, olivbraunes Tier mit gelbem Körpersaum und dicht behaarten Beinen ist. Es lebt überall in Deutschland am Rand sumpfiger, pflanzenreicher Laubwälder, ist ein großer Räuber und läuft auf seinen starken Beinen mit Leichtigkeit über die Wasseroberfläche der Tümpel hin, um ein spielendes Insekt in seine Gewalt zu bringen.

Prell sah der Spinne eine Weile zu und bemerkte folgenden Vorgang: Die Spinne setzt ihre Beine, im Kniegelenk leicht gebeugt, auf das Blatt, und nachdem sie den Hinterleib stark nach abwärts gebogen hat, beginnt sie ihn in eine rasche schwingende Bewegung zu versetzen, so daß das Hinterleibsende in kurzen Pausen und schneller Folge auf die Unterlage aufschlägt. Dabei entsteht ein feines pochendes oder manchmal auch knarrendes Geräusch, das stark genug ist, um auch vom Menschen auf anderthalb Meter Abstand vernommen zu werden. Prell verfolgte seine Beobachtung weiter und fand, daß die trommelnden Tiere stets Männchen waren; es gelang ihm auch wiederholt, weibliche Tiere in der Nähe trommelnder Männchen aufzuscheuchen. Er steht daher nicht an, die eigenartige Klopfsprache als ein Mittel anzusehen, durch das ein fortpflanzungsbedürftiges Männchen seine Anwesenheit und Erregung kundgibt. Ad. K.

Vom Herrn der Schwarzen Berge. — Der geschäftskundige König Nikita von Montenegro, der jetzt irgendwo in Frankreich bei seinen Verbündeten über den Wechsel des Kriegsglücks und über andere Wechsel, die er nicht eingelöst hat, nachdenken wird, befand sich schon zu Friedenszeiten, als er noch mit majestätischer Würde inmitten seiner heimatlichen Hammeldiebe weilte, dauernd



König Nikolaus von Montenegro
und sein Schwiegersohn König Viktor Emanuel von Italien.

in Geldnöten. Seine Schwiegersöhne in Rußland und Italien waren schon so oft von ihm zur Ader gelassen worden, daß

sie für die feinwertigere Vergoldung des Königsthrons in Cetinje nicht mehr in Frage kamen. Da galt es denn, andere Geldquellen flüssig zu machen, und der tüchtige Nikita fand auch bald ein Mittel, um wieder bares Geld in die Hand zu bekommen.

In Wien saß der diplomatische Vertreter Montenegros, der, ähnlich wie sein Brotherr in Cetinje, wenig Kredit hatte, aber sehr viel brauchte. Die Bestimmungen des Postübereinkommens erlaubten den postalischen Geldverkehr, und da die Abrechnung mit der k. u. k. Monarchie nur alljährlich erfolgte, machte Nikita mit seinem Diplomaten in Wien folgendes einträgliche Geschäft: Das Königliche Ministerium in Cetinje schickte an die Gesandtschaft in Wien in gewissen Zwischenräumen erhebliche Geldbeträge, die der montenegrinischen Post natürlich nicht einbezahlt wurden, die aber die Wiener Postanstalt dem Empfänger regelmäßig bar ausbezahlte. Der Gesandte oder ein Beamter desselben fuhr nun mit den auf diese Weise rasch und mühelos erworbenen Summen persönlich nach Montenegro und überbrachte sie dem König. Dieses Verfahren wiederholte sich so oft, bis man in Wien stutzig wurde. Wie sich dann die rechnerische Auseinandersetzung zwischen den österreichischen und montenegrinischen Ämtern gestaltete, darüber ist leider nichts bekannt geworden. G. Mr.

Urteil eines Wilden über die Schreibkunst. — Nichts überraschte die mit Europäern bekannt gewordenen fremden Volksstämme, denen die Mitteilung von Gedanken durch Schriftzeichen unbekannt war, mehr, als dieser ihnen unbegreifliche „Zauber". Ein Häuptling auf der Insel Tonga, der die ersten Proben dieser „schwarzen Kunst" kennen lernte, verlangte, daß man seinen Namen schrieb. Er gab das Blatt einem Europäer zu lesen und war höchst erstaunt, seinen Namen richtig gelesen zu hören. Er betrachtete die Schriftzeichen auf dem Papier genau, drehte es nach allen Seiten und rief überrascht aus: „Das bin ich nicht! Woher wißt Ihr, daß ich durch diese Figur vorgestellt bin?" Er wünschte noch mehr Proben zu sehen, deren Ergebnis ihn noch mehr betroffen machte, und rief aus: „Euere

Kunst ist bewunderungswürdig; aber keiner wage es, sie auf unserer Insel bekannt zu machen, denn wenn es dahin käme, so gäbe es nichts als Verrat, Komplott, Aufstand und Blutvergießen. Am meisten aber fürchte ich die Lügen, die ihr durch euere Kunst verbreiten würdet."

„An sich ist weder Gut noch Böse," lautet ein altes Wort, „erst das Tun und Treiben der Menschen macht es dazu." Seit vier Jahren hören wir englische Reden, die in ihrer indirekten Wirkung auf uns selbst und die übrige Menschheit berechnet sind. Die bewußt betriebene Entstellung der einfachsten Tatsachen wird fortgesetzt von unseren Feinden mit solcher Frechheit und Schamlosigkeit betrieben, daß man fast wünschen möchte, die Schrift wäre niemals erfunden worden, da sie doch nur dazu mißbraucht wird, um die Wahrheit um allen Kurs zu bringen. Angesichts der Wirkung jener Lügen auf die ganze Welt versagt man dem alten Wort fast allen Glauben, wonach Lügen kurze Beine haben. O. Im.



Eisblumen. — Auch die rauheste Zeit hat ihre Schönheit, auch der Winter seine Blumen. Dem menschlichen Auge, das die Wunder der Natur, ihre kosmische unwandelbare Gesetzmäßigkeit beobachtet, sei es am unermeßlichen Sternenhimmel, sei es an den unendlich kleinen, kunstvollen Kristallgebilden einer Schneeflocke, dem spendet jede Jahreszeit

stille Freuden, und dem Nachdenklichen wird die Schönheit dieser Ordnung im sichtbaren zum Gleichnis für die Gesetze des inneren, unsichtbaren Lebens. So entzücken uns immer aufs neue, wenn wir auch längst dem naiven Staunen der Kinderjahre entwachsen sind, die lieblichen, wundervoll geordneten Eisblumen am Fenster in den lichtarmen, farblosen Wintertagen, die uns am wenigsten gefallen wollen. Diese Gebilde zartgegliederter und gehäufter Blätterranken, schlanker Farnkrautzweige, zierlicher Federn und Sterne entstehen dadurch, daß sich der größtenteils aus der Atmungsluft gebildete Wasserdunst im Zimmer an den erkalteten Fenstern zu einer Wasserschicht verdichtet und langsam gefriert. Wie sich in Bächen und Teichen das Eis zuerst an den festen Ufern ansetzt, so beginnt auch die Gruppierung der Eisblumen an den Fensterrändern. Um ein erstarrtes Wassertröpfchen herum, das an der unteren Fensterleiste haftet, schließen sich hurtig neue, von ebenen Flächen begrenzte, kleine Kristallgebilde an. Da das Wasser, dem Gesetz der Schwere folgend, nach dem unteren Teil der Scheibe fließt, so hat jeder hinzukommende Wassertropfen die Neigung zu fallen, wodurch beim Erstarren die schön geschwungenen, fächerartigen Bogen der Eisblumenranken entstehen. Da das Wasser zwischen den zuerst entstandenen Garben bald verschwunden ist, so breitet sich die



Eisbildung, immer weiter nach außen sich entfaltend, in kühnen Linien wie Farnkrautwedel allmählich über den größten Teil der Scheibe aus. Die am höchsten gelegenen Stellen bleiben, wenn die Kälte nicht besonders groß ist, eisfrei, weil sie von der nach oben steigenden wärmeren Luft berührt werden. Vollkommene Eiskristalle in dichtester Häufung bilden sich nur bei anhaltend strenger Kälte, wenn die Eisschicht eine Stärke von mehr als einem Millimeter hat. Untersucht man mit einem Vergrößerungsglas die wie schimmernde Wolle aussehende Schicht, so entdeckt man darin unzählige, flachliegende Täfelchen, zum größten Teil regelmäßige Sechsecke wie beim glitzernden Rauhreif. An Fenstern, die nach Osten oder Südosten gelegen sind, kann man die Entwicklung besser beobachten als an den Fenstern, die sich auf der Süd- oder Westseite des Hauses befinden, weil diese länger von der Sonne beschienen werden.



Die Schönheit der natürlichen Eisblumen im Bilde festzuhalten, ist dem Liebhaberphotographen nicht schwer. Man überzieht eine Glasplatte mit 5 Prozent Gelatinelösung und legt sie im Freien auf eine wagrechte Unterlage. Je nach dem Kältegrad und der Luftströmung zeigt sich bald die Eisbildung. Die Kälte zieht die Feuchtigkeit der Gelatine zu den mannigfaltigsten Formen zusammen, so wie es mit dem erstarrten Wassertropfen

auf der Fensterscheibe geschieht. Bringt man die Platte in wagrechter Lage in einen mäßig warmen Raum, so schmilzt das Eis, das Wasser verdunstet und die trockene Gelatineschicht bleibt zurück. In ihr ist eine Furchenbildung entstanden, die, wenn man schräg darauf hinblickt, als schönste Eisblumenzeichnung sichtbar wird. Dieses Eisbild kann, wenn man die Platte in den Projektionsapparat einsetzt, auf photographischem Wege dauernd festgehalten werden. H. R.

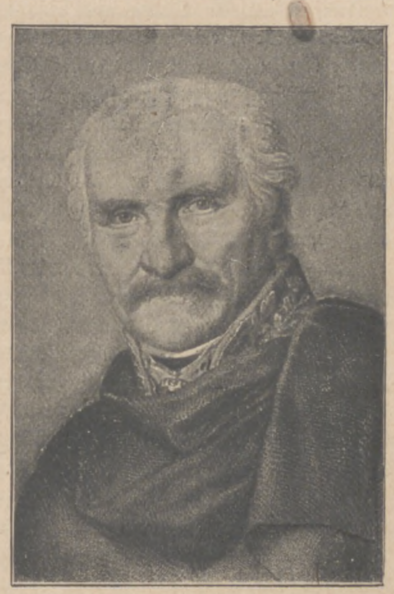
Die Briten und die Freiheit der Welt. — Im Jahre 1831 schrieb der französische Politiker Chateaubriand über England: In der englischen Politik ist alles positiv. Sich einbilden, daß sie der Don Quichotte der Freiheit der Welt werden wolle, heißt sie auf eine auffallende Weise verkennen; oder hätte das Kabinett von St. James wirklich jemals wahre Aufopferung für die Einrichtungen irgend eines Volkes gezeigt? Es hat stets mit dem Glück der Könige und der Nationen Handel getrieben und ist immer bereit gewesen, die Monarchie oder die Republik anderer Staaten seinen Interessen aufzuopfern. Während es sich weigerte, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen, sprach es die der spanischen Kolonien aus; es schickte Flotten zur Unterstützung der mexikanischen Flagge aus und hielt einige elende, für die Griechen bestimmte Schiffe auf der Themse zurück; es ließ die Heiligkeit der Rechte Mahmuds zu und leugnete die Legitimität der Rechte Ferdinands: immer war es bald dem Despotismus, bald der Volksfreiheit zugetan, je nachdem der Wind blies."

Unser Seume äußerte sich 1805 in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Percivals Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung: „Percival hat die Feinde seiner Nation so schlecht gemacht, als es sich mit einem Anschein von Wahrheit tun ließ; aber dadurch wird die Sache für seine Landsleute nicht besser. Denn wo sie die Meister spielten und noch spielen, da geht es mit wenig Mäßigung und Humanität zu. Percival sagt ohne Scheu: ‚Wenn wir das Vorgebirge haben, beherrschen wir den Handel Indiens, folglich den Handel der Welt, folglich — —' Die Folgen sind so klar, wie das Verhalten echt britisch ist. Daß sich

aber die Engländer durch Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Humanität und reines Wohlwollen vor Nationen in andern Weltteilen auszeichnen sollten, glaubt ihnen niemand."

Wer sich an die Tatsachen nur seit dem jetzigen Kriege hält, wird heute genau so urteilen wie Seume vor über hundert Jahren. Ob Frankreich einen Mann wie Chateaubriand bald finden wird, muß die Zeit lehren. O. Im.

Johann Gottlieb Feige, der Retter Blüchers. — Wie es eine merkwürdige Schicksalsfügung wollte, daß 1870 bei St. Privat von allen Offizieren des ganzen Bataillons, wenn auch schwer verwundet, der junge Leutnant von Hindenburg am Leben blieb, so verdankte 1806 in der Schlacht bei Auerstedt Lebrecht v. Blücher seine Rettung dem Trompeter Feige. Als Unteroffizier hatte der musikalisch veranlagte Mann in der Danziger Garnison gedient; nach seinem Abschied hatte er zwanzig Jahre lang Rußland mit seiner Geige durchstreift und trat 1806 als Trompeter im Königlich Preußischen Kürassierregiment v. Heysing ein. Weil es mit dem Dreinschlagen nicht so recht mehr ging, wollte er mit der Trompete das Zeichen dazu geben. Bei Auerstedt aber mußte er zum Rückzug blasen. Die Schwadronen schwenk-



Fürst Blücher.
Nach einem Gemälde von F. C. Gröger gestochen von H. Wegener.

ten, das Kleingewehrfeuer der Franzosen krachte, Pferde und Reiter stürzten, und auch Blüchers Pferd brach tödlich getroffen zusammen. Da rief dem General der Trompeter Feige zu, er möge sich auf seinem Pferd retten.

Jahre waren verflossen. Da erhob sich Preußen gegen Napoleon, und der siebzigjährige „Marschall Vorwärts", Lebrecht v. Blücher, hatte den Oberbefehl über die preußischen Armeen erhalten. In Breslau wurde ihm zu Ehren ein Fest gefeiert. Nach einem dramatischen Spiel betrat ein älterer, schwarz gekleideter Mann die Bühne und begann auf seiner Violine zu spielen. Blücher erkannte seinen Retter von Auerstedt und verlangte ihn zu sehen. Er hörte, daß Gottlieb Feige damals von den Franzosen gefangen und später wieder entlassen worden war. Blücher fragte, ob er sich noch aufs Trompetenblasen verstünde, und Feige meinte: „Weil es nun wieder vorwärts gehen soll, will ich auch nicht hinterm Ofen bleiben. Das ‚Portez selles' und das ‚A cheval', das ‚Cavalquet' will ich wohl kräftig genug blasen, nur das ‚La retraite' möchte ich nicht mehr blasen müssen."

„Dazu soll es, will's Gott, auch nicht kommen," sagte der alte Held. „Ich hoffe, daß Ihr mir folgen werdet als mein Stabstrompeter; immer mir zur Rechten, dann soll es nicht fehlen." Er bot dem Musikus die Hand, und der alte Gottlieb Feige war wieder damit einverstanden, dem Vaterland zu dienen. Dann sagte der Marschall: „Ich danke Ihm mein Leben, Feige, ich habe das nicht vergessen, und von heute ab bleiben wir beisammen, bis einer von uns vom Schauplatz abtritt."

Und Johann Gottlieb Feige blieb Stabstrompeter. Als nach der Schlacht bei Lützen Zar Alexander I. dem alten Helden Blücher den Georgsorden um den Hals hing, da rief Marschall Vorwärts seinen Stabstrompeter herbei und stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Daß es mir vergönnt war, noch einmal meinen Arm dem Vaterlande zu weihen, ist diesem wackeren Mann zu verdanken. Er ist es, der mich bei Auerstedt mit eigener Lebensgefahr errettet hat." Da nahm Alexander den Georgsorden von seinem Rock und heftete ihn dem Stabstrompeter Feige auf die Brust. H. Crus.

Französische — Ritterlichkeit. — Im Jahre 1813 wurde von seiten des Ministeriums der Manufakturen und des Handels in Paris eine Untersuchung gewünscht, um zu ermitteln: „ob Zink ohne Nachteil für die Gesundheit zu Küchengeschirr verarbeitet, und besonders statt des Kupfers bei Militärgerätschaften gebraucht werden könne". Darauf wurde mit einer Unbefangenheit berichtet, als ob das höchste völkerrechtliche Verbrechen eine rühmliche Rechtsäußerung sei: „daß man essigsauren Zink mehr als hundert spanischen Kriegsgefangenen, die sich in den Lazaretten befanden, mit Vorsicht, zu einem Viertel bis zu achtzig Gran gegeben habe. Bis zu acht Gran wirkte es nicht. Auch bei einer größeren Dosis empfanden starke Personen nichts; schwache bekamen Ekel und bisweilen leichtes Erbrechen". Diesem, aus dem Jahre 1815 stammenden Bericht fügte der Einsender hinzu: „So wurden also in Frankreich an kranken Kriegsgefangenen Versuche angestellt, welche selbst an Verbrechern, die das Leben verwirkt haben, vorzunehmen das Sittengesetz verbietet! Sollte nicht endlich die Welt über solches Unwesen zur Besinnung kommen? Sollte nicht beim Abschluß eines allgemeinen Friedens in Europa auch für das Schicksal der Kriegsgefangenen gesorgt werden, um sie bei künftigen Kriegen einer willkürlichen Gewalt durch völkerrechtliche Anordnungen zu entziehen?"

Ein Völkerrecht kam zustande, und nach hundert Jahren geschahen von der „ersten Kulturnation Europas", in Frankreich, Verbrechen, die unsühnbar genannt werden müssen, denn man versündigte sich mehr als je vorher in der Welt unter zivilisierten Geschöpfen am Seelenleben der Menschen. P. Oel.

Ein Wort an die Polen. — Der polnische Freiheitsheld Thaddäus Kosciuszko, der vor hundert Jahren starb, erließ am 30. Mai 1794 als Oberbefehlshaber der Nationalmacht einen Aufruf an die polnische Nation. Die Worte des großen Mannes sind heute noch so wahr wie einst und dürften den Polen heute abermals zur Beachtung empfohlen werden. Er warnte seine Landsleute vor „übertriebenen Anmaßungen" und machte sie auf die Gefahren aufmerksam, die aus „einer Spaltung not-

wendig entstehen würden". Wörtlich heißt es in jenem Schriftstück: „Der handelt treulos gegen sein Vaterland, der bei seinen Handlungen mehr auf sich, als auf das allgemeine Beste Rücksicht nimmt; der, um die Gunst des Volkes zu erhalten, ihm die Wahrheit verschweigt, der seinen Vorurteilen und Leidenschaften schmeichelt; und der endlich, der, in der Absicht, sein Ansehen zu erhöhen, Parteien bildet und einen Stand vom anderen zu trennen sucht, während alle durch das Band der Eintracht und Bruderliebe zur Rettung des Vaterlandes vereinigt werden müssen. Fern von allem Egoismus muß das Vaterland uns allein beschäftigen, dessen Ruhe, Ansehen und Glück auch unsere Ruhe, unser Ansehen und Glück begründen wird; denn wenn wir unser Privatinteresse mehr als das allgemeine Beste befördern wollen, so würden wir Polen und mit ihm auch uns selbst ins Unglück stürzen. Wir halten es für unsere Pflicht, Euch, geliebte Bürger, vor allen Scheinpatrioten zu warnen. Falscher Patriotismus ist unserem Aufstreben nach Freiheit nachteiliger als ein unserem Lande offenbar angekündigter Krieg. Das Schwert der Gerechtigkeit kann offenbare Verräter des Vaterlandes bestrafen; allein der Scheinpatriot kann das Vaterland eher ins Verderben stürzen, ehe ihn die Gerechtigkeit zu erreichen vermag. Hütet Euch besonders vor denen, welche sich immer nach den augenblicklichen Umständen richten. ... Nicht nach feurigen Reden, nicht nach einer einzigen Handlung, sondern nach dem ganzen



Thaddäus Kosciuszko.

bürgerlichen Leben muß man die Menschen beurteilen; und nur dann allein kann die Nation einen festen Charakter erhalten, wenn Männer von schwankenden Grundsätzen, die zu allem zu gebrauchen sind, bei einem wahrhaft guten Unternehmen von aller Mitwirkung ausgeschlossen werden. ... Polen wurde bis jetzt seinem Untergange nur durch Unbeständigkeit, Furchtsamkeit und Hartnäckigkeit entgegengeführt; daher kann auch nur Standhaftigkeit, Einigkeit, Entschlossenheit und Tugend es wieder emporheben." M. Bar.

Robert Fultons Prophezeiung. — Fulton, der Erbauer des ersten brauchbaren Dampfschiffes, erfand auch ein Unterseeboot und eine Unterwassermine, die von ihm den Namen Torpedo erhielt. Da diese Mine in gewissem Sinne lenkbar war, darf man sie als Vorläufer unseres heutigen Torpedos bezeichnen. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als Fulton lebte, war die Zeit für die Würdigung der Erfindungen des schöpferischen Mannes noch nicht gekommen; vergeblich bot er sie der amerikanischen Regierung und später dem französischen Marineminister zur Prüfung an. Der Minister wies den Gedanken, feindliche Schiffe mittels des Torpedos anzugreifen, als zu tückisch ab: „Es sei wohl eine für Piraten geeignete, aber keine ehrliche Waffe für französische Soldaten." Schließlich bot Fulton im Jahre 1806 seine Erfindung dem englischen Premierminister William Pitt an, und ein Schreiben, das er an Pitt richtete, zeigt am besten, wie hoch der amerikanische Erfinder seine neue Waffe einschätzte. Er verstieg sich zu der Prophezeiung, daß es hierdurch leicht möglich sein werde, die Kriegsflotten der ganzen Welt zu vernichten. Die denkwürdigste Stelle seines Briefes lautete: „Ich will nicht leugnen, daß ich volles Vertrauen zu der Macht habe, die ich besitze, und die, wenn ich richtig urteile, nichts weniger als das Mittel ist, der Welt ein System zu schenken, das notwendigerweise geeignet ist, alle Kriegsflotten vom Ozean wegzuspülen, indem es auch den schwächeren Seemächten einen Vorsprung gegenüber den Stärkeren ermöglicht, den diese nicht werden verhindern können."

Eine kühne Behauptung! Wenn sie auch nicht im vollsten Sinne des Wortes sich erfüllte, so zeigen doch die täglichen Erfolge unserer Tauchboote, daß eine große Schlachtflotte allein keine unüberwindliche Macht auf dem Meere ist. F. v. Kl.

Immer die gleichen. — Wie anders die Amerikaner, und vor allem ihr damaliger Präsident, vor vierundsechzig Jahren über die Bedeutung der Neutralität dachten und wie sie sie damals ausübten, zeigt eine Äußerung der „Daily News" aus jener Zeit. Während des Krimkrieges gegen Rußland in den Jahren 1853 und 1854 versuchte der englische Gesandte in Washington, John Crampton, eine britische Fremdenlegion in den Vereinigten Staaten anzuwerben, die sich nach englischem Herkommen hauptsächlich aus Deutschen, Schweizern und Italienern zusammensetzen sollte. Die Briten waren also in jener Zeit schon die gleichen wie heute; auf einen Neutralitätsbruch kam es ihnen keineswegs an, wenn sie nur genügend Dumme fanden, die es als eine Ehre ansahen, sich für Englands Zwecke erschießen zu lassen. Aber der englische Gesandte hatte sich in der Gesinnung des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin Pierce (1853—1857), verrechnet. Pierce war kein Wilson, er ließ nicht wie dieser eine Viertelmillion Amerikaner unter dem Schutze der „neutralen" amerikanischen Flagge und unter seiner Drohung: wenn ein amerikanischer Bürger auf seiner Fahrt in das Kampfgebiet das Leben einbüßen sollte, so werde dies den Krieg bedeuten, nach dem europäischen Kriegschauplatz abwandern. Präsident Pierce stellte dem britischen Gesandten wegen seiner Nichtberücksichtigung der amerikanischen Neutralität kurzerhand die Pässe zu, und es bildete sich zwischen Amerika und England eine Spannung, die beinahe zum Krieg geführt hätte.

Palmerston, der damalige englische erste Minister, schluckte seinen Ärger über den mißlungenen Versuch, fremdes Kanonenfutter in einem neutralen Lande anzuwerben, hinunter, denn Amerika verstärkte sofort seine Flotte und fing energisch zu rüsten an. Da er überdies einen weiteren Krieg gleichzeitig mit dem bestehenden gegen Rußland nicht für ein „gutes Geschäft" hielt,

beorderte er einen anderen Gesandten nach Washington, und er hatte das Glück, daß wirklich alles ruhig blieb.

Mit den Zeiten änderten sich die Bündnisse, die Feinde wurden andere, auch die amerikanischen Präsidenten blieben nicht die gleichen. Bloß die Briten treiben ihre alte Politik und die Behandlung der Neutralen heute noch wie damals. F. v. Kleist.

Ein Dokument englischer Niedertracht. — Daß Plünderung zu den Methoden britischer Kriegführung gehört, dafür gibt es genug aus der neuesten Zeit stammende Beweise, die jeden Zweifel darüber unmöglich machen. Einem nicht nur in den untersten Schichten verbreiteten und gelesenen Blatt, der „Daily-Mail", war es aber vorbehalten, die vollendete Tatsache dafür in einem Falle schwarz auf weiß und mit einem bildlichen Beleg zu bringen. Damit bezeugt dieses Blatt, daß es in England nicht überrascht, Plünderung und Gelddiebstahl zu den Eigenschaften und Gepflogenheiten der Soldateska Großbritanniens zu zählen. Die hier wiedergegebene



„Das wilde Auge."
Ein australisch-englischer Plünderer.

Abbildung nach einer amtlichen australischen photographischen Aufnahme erschien abgedruckt in der „Daily-Mail" am 16. Oktober 1917. Das Bild allein genügte der Redaktion nicht; sie fand eine Erklärung notwendig dazu, die übersetzt lautet: „Die

Andenken des Wilden Auges. Das ‚Wilde Auge‘, ein australischer Soldat, besitzt eine reiche Sammlung von Erinnerungen an die Hunnen; wie die Abbildung zeigt, besteht diese aus Helm, Patronenstreifen, Handgranate, deutschen Banknoten, einem Revolver und noch vielen anderen Sachen. Der Soldat trägt auf dem Kopfe eine Hunnenmütze.“ — So weit die „Erläuterungen“ der englischen Zeitung. Was uns angeht, so sind wir der „Daily-Mail“ verpflichtet für den dokumentarischen Beweis der Tatsache, daß es englischen Soldaten erlaubt ist, Gefangene oder Tote zu berauben! Würde man diese Niederträchtigkeit in England als solche empfinden, so könnte das elendeste Winkelblatt nicht wagen, dafür das Zeugnis in zwiefacher Form, durch Bild und Wort, zu veröffentlichen. K. Rel.

„Ja, dann hilft alles nichts.“ — Während der Zeit schwerer innerer und äußerer Unruhen war aus dem Stadtschatz in Danzig eine große Geldsumme gestohlen worden; der nächste Verdacht fiel auf einen ehemaligen Ratsdiener, der zu den Soldaten entlaufen, um die fragliche Zeit zurückgekehrt und in der Nacht beim Rathaus gesehen worden war. Man versuchte es mit peinlichen Fragen, aber es gelang nicht, den geriebenen Gauner zu einem Geständnis zu bewegen. Da berief man einen protestantischen Geistlichen, der im Rufe außergewöhnlichen Scharfsinns stand, und ersuchte ihn, es mit dem hartgesottenen Missetäter aufzunehmen. Als der Seelsorger zu dem Verdächtigten in die Zelle trat, sah er ihn scharf an und sagte: „Der Mensch gibt sich wohl für gerecht aus, aber du weißt ja doch, die Sünde verbirgt sich unter der Schwelle ...“ Betroffen unterbrach der Dieb den Geistlichen: „Ja, dann hilft alles nichts! Ihr habt die vergrabenen Dukaten unter meiner Türschwelle entdeckt; da hilft kein Leugnen mehr.“ Der Pfarrer ließ den Dieb nichts merken, daß es nur ein Zufall gewesen, der ihm die ersten Worte über die Lippen brachte; er nahm sein volles Geständnis entgegen und begleitete den armen Sünder auf seinem letzten Gang. H. Cron.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftlich feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. **Bequem im Felde zu benützen, da sehr leicht im Gewicht (1½-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann.** Verlang. Sie g. Einsend. von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehler **zu heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"

A. Hildner, Chemnitz 14, Zschopauerstr. 2.



Dialith Hautrein

ges. geschützt

— wirkt über Nacht. —

Entfernt sofort alle **Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen** und erzeugt **blendend weiße** Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 3 Mark, mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.

Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,

Berlin-Karlshorst 75.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs **kann einzig und allein nur durch** Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** u. **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg** durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen **Patentinhaber** und Fabrikanten

Herm. Wagner, Köln 76,

Blumenthalstr. 99.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch u. sicher **„Krem-Halfa".** Unübertroff. geg. **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3.—.

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Über 300 000 im Gebrauche

Haarfärbekamm



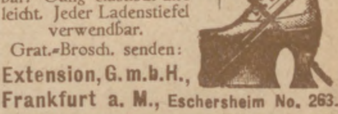
(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt **graues** oder **rotes** Haar **echt blond, braun** od. **schwarz.**



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.**—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Fortmitdem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat.-Brosch. senden:

Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 263.



